
der bagger
winter 2009
#12
Grabungen zwischen Ernst und Satire
2€



INHALT

EDITORIAL

Liebe Leserin!
Lieber Leser!

Dies ist nun bereits die zwölfte reguläre Ausgabe des Baggers. Und da er bekanntlich vierteljährlich erscheint, wissen nun alle, die gut rechnen können, dass wir somit bereits seinen dritten Geburtstag feiern (12/4=3). Aus diesem Anlass haben wir uns ein kleines Geschenk überlegt und ihm einen neuen Anstrich verpasst. Das soll ihn nicht nur noch hübscher, sondern vor allem auch praktischer machen. Je nach Farbe wird sofort klar, zu welchen Tätigkeiten er gerade eingesetzt wird. Tiefrot bricht er in Politik und Gesellschaft alte Wände ein, dunkeltürkis bereitet er der Wissenschaft neue Straßen und grasgrün schließlich birgt er Schätze aus allen Bereichen des Kulturlebens.

Inhaltlich steht diese Ausgabe der optischen Politur um nichts nach: Wie gewohnt bearbeiten wir ein weites Netz an Themenfeldern, spüren russische Waffenhändler am Viktoriasee auf, berichten über den Handel mit Fußballwunderkindern und hohen Tieren, verwickeln uns in theologische Auslegungen, finden uns am Sternenhimmel wieder, bringen Ordnung ins Wirrwarr der Einheiten und fahren mit der U-Bahn ans Ende der Welt. NETZ ist das Leitthema dieser Ausgabe.

Viel Vergnügen wünscht
Ihre ergebene Bagger-Redaktion

PS: Alle, die das Impressum vermissen, finden es nun auf der letzten Seite.

PPS: Sie wollen dem Bagger auch was zum Geburtstag schenken? Wir haben gehört, er freut sich besonders über Abos ... (mehr dazu auf Seite 9).

BAGGER DELLE

Baggerdelle

Kleine Probleme, ernst genommen

Sehr geehrte Frau Innenministerin!

Ich hoffe, ich wende mich hier in Ihnen an die zuständige Persönlichkeit. Mein Anliegen ist folgendes: Schon seit einigen Wochen protestieren inzwischen die Studenten in den Unis. Wände werden beschmiert und andere Studenten, nämlich die fleißigen, vom Lernen abgehalten. Ewig wird über Blödsinn diskutiert und die ganze Zeit nur Party! Politik und Universitätsleitung sind offenbar unfähig dem Treiben Einhalt zu gebieten.

Wie ich in meiner Zeitung gelesen habe, wird das alles mit sogenannten „Social Networks" organisiert. Wenn Sie schon nicht die Polizei hinschicken wollen (können?), könnten Sie als Innenminister dann nicht wenigstens überwachen, was da alles so organisiert wird? Ich finde, wenn da offenbar offen zu illegalen Aktionen aufgerufen wird, dann sollte man dagegen schon etwas tun und so etwas zum Beispiel zensurieren. Oder sollte man es besser genau beobachten, um die Rädelsführer ausfindig zu machen?

Sie und Ihre Mitarbeiter können das mit Ihrer Erfahrung wohl besser einschätzen als ich. Überhaupt ist das Internet ja ein völlig rechtsfreier Raum, der mir schon lange nicht geheuer ist. Gewisse Regeln und Grenzen muss es nun einmal überall geben, um Kriminalität oder auch zu viele Asylanten zu verhindern. Bestimmt organisieren auch diverse Schlepperbanden ihre düsteren Geschäfte in diesem Internet-Wildwest und wir Steuerzahler zahlen auch noch dafür.

Als langjährige Unterstützerin Ihrer Politik hoffe ich, Ihnen hiermit einen guten Anstoß gegeben zu haben, und wünsche Ihnen weiterhin viel Erfolg!

Hochachtungsvoll,
Ihre Bianca Hohn

va



VIKTORIABARSCH UND WAFFENHANDEL

Wie Fischfang Menschen fesselt, wie strukturelle Ausbeutung ganz unbemerkt Millionen tötet.

In Ausgabe No. 2 vom Mai 2007 berichteten wir über die Situation in der D.R. Kongo. Allzu viel hat sich dort seitdem nicht zum Besseren gewandelt. Zeit also, wieder darüber zu berichten. Letztes Mal war der Rohstoffhandel Ausgangspunkt der Betrachtungen. Um weiter unterhaltsam zu bleiben, wollen wir diesmal einen anderen Blickwinkel wählen. Wie wär's mit Welthandel und Waffengeschäft?

Gefilmter Alptraum

Vor einigen Jahren kam der recht schockierende Film *Darwin's Nighmare* von Hubert Sauper bei uns in die Kinos. Wir sahen ihn an, waren geschockt, spendeten vielleicht gar – wie im Filmabspann empfohlen – einen kleinen Betrag an entsprechende Organisationen, aßen bewusst keinen Viktoriabarsch mehr und suhlten uns ein paar Wochen in einem Gefühlsmorast aus schlechtem Gewissen für unsere gesellschaftlich verursachte Mitschuld und gerechtfertigter Wut auf die Zustände. Dann, langsam gesättigt, durfte sich die emotionale Erregung im Unterbewusstsein ablagern und neueren, frischeren, aktuelleren Aufregern und Unterhaltern weichen.
Für alle, denen gerade wieder danach ist, weil schon genügend Sedimentschichten anderer Skandale Gras über die Erinnerungen wachsen haben lassen, und für die, die den Film schändlicherweise versäumt haben, hier ein kurzer Abriss. Die anderen mögen diesen Absatz überspringen.
Sauper stellt in recht eindrücklichen Bildern dar, wie durch die Aussetzung des im Viktoriasees an sich fremden Nilbarschs das dortige Ökosystem aus dem Gleichgewicht gebracht wurde, wie die in der Folge entstandene Fischerei-Industrie die Bevölkerung abhängig macht und zur Verelendung beiträgt. Er erzählt davon, wie Männer ihre Dörfer verlassen, um am See zu arbeiten, wie sie die Prostitution fördern, sich mit HIV infizieren, wie sie als kranke Arbeitsunfähige in ihre Dörfer zurückkehren und den Virus weiterverbreiten. Er berichtet von verlassenen Frauen, denen ihre Männer abhanden gekommen sind und die mangels Lebensunterhalt in die Prostitution gedrängt werden und so den Teufelskreis perfekt machen. Halden von stinkenden, mit Maden übersäten Fischskeletten, die scheinbar für den Verzehr durch die lokale Bevölkerung weiterverarbeitet werden, stehen im Kontrast zu den sterilen Fabriken, in denen die zuvor abgetrennten Barschfilets sauber für Europa abgepackt werden.

Fisch für Waffen?

Immer wieder versucht Sauper aus den im Geschäft Involvierten herauszubringen, was denn die Flugzeuge bringen, die den Fisch in die reicheren Teile der Welt transportieren. „Leer kommen sie", ist eine der Antworten, „Frachtgüter" – was genau, wisse er nicht, meint einer aus dem Flugzeugpersonal. Alle werden sie merklich unkommunikativer, wenn dieses Thema angesprochen wird, bis ein Einheimischer auf der Straße erzählt, dass vor einiger Zeit aufgeflogen war, dass ein Flugzeug Waffen geschmuggelt habe. Die Sache war laut seinen Aussagen in allen Medien und wurde angeblich letztendlich vom damaligen Präsidenten Benjamin Mkapa „unter Geheimhaltung untersucht".
Wirklich beweisen kann *Darwin's Nightmare* die direkte Verknüpfung zwischen Waffenhandel und Fischexport nicht. Auch gab es – insbesondere in Frankreich – heftige Diskussionen über die Authentizität des Films. Ein Vorwurf war, dass Szenen gestellt oder irreführend montiert waren: So wurden etwa hungernde Kinder, die um eine Schüssel Reis kämpfen, bezahlt, und bei den erwähnten Fischgerippe-Halden handelte es sich um Tierfutter. In der Folge schickte die französische Zeitung *Le Monde* einen Reporter nach Tanzania, um die Situation nochmal vor Ort zu untersuchen. Das Ergebnis war, dass Sauper tatsächlich in gewissen Bereichen stark überzeichnete, andere Elemente des Films aber durchaus ernst zu nehmen sind. Bezüglich der Waffenhandelfrage wird aufgeklärt, dass die Verknüpfung etwas komplizierter ist: Fluggesellschaften – vor allem aus den Nachfolgestaaten der UdSSR – laden in Osteuropa Kriegsmaterialien, fliegen diese in ein afrikanisches Konfliktland, tanken dann in Libyen, Sudan oder Ägypten, wo der Treibstoff billig ist, auf und fliegen anschließend über Mwanza in Tanzania wieder zurück. Dort nehmen sie eine Ladung Fisch auf, die zumindest ausreicht, den Rückflug zu finanzieren. Kein Wunder also, dass die Menschen am Viktoriasee von dem Waffenhandel (meist) nichts mitbekommen – den Bürgerkrieg im Nachbarland Kongo fördern die Transporte aber trotzdem.

Verwirrende Pfade

Diese verschlungenen Transportpfade haben übrigens System. Die Arte-Dokumentation *Armes, trafic et raison d'État*, die im deutschsprachigen Fernsehen unter dem Titel *Waffenhandel – ein Bombengeschäft* lief, nennt ein Beispiel, bei dem ein von der libyschen Luftwaffe stammendes Flugzeug einer kürzlich in Kirgisien gegründeten Fluglinie von einer bulgarischen Linie gechartert wurde, um für ein israelisches Unternehmen in den Kongo zu liefern. In der Vorwoche waren mit demselben Flugzeug ganz offiziell im Auftrag der US-Regierung Waffen nach Nepal geliefert worden, um die dortige Regierung gegen die maoistischen Rebellen zu unterstützen.
Dieses Beispiel spricht gleich drei wichtige Aspekte des illegalen Waffenhandels an:

1. Die spezielle Rolle ehemaliger Ostblockstaaten
2. Verknüpfung legaler Transporte mit illegalen.
3. Die Rolle der USA im internationalen Waffengeschäft.

Nach dem Zerfall der UdSSR entstand in vielen der Nachfolgestaaten ein gewisses Macht- oder Kontrollvakuum. Viele Angehörige der Armee, verloren ihre Posten und wurden zu privaten Unternehmern, die über Erfahrung im Geschäft sowie über gute Kontakte zu einschlägigen Betrieben und Institutionen verfügten. Auf dem Gebiet des gesamten Ostblocks standen durch das Ende des Kalten Krieges große Vorräte an Waffen quasi zur freien Verfügung und waren über entsprechende Netzwerke leicht und billig zu bekommen. Eine ähnliche Situation entwickelte sich nach dem Ende der Balkankriege in den Nachfolgestaaten Jugoslawiens. Tragischerweise fungieren so ehemalige Konfliktregionen als Verursacher von neuen.
Diese Netze werden jedoch durchaus auch von westlichen Staaten genutzt. Sowohl Frankreich als auch die USA nutzten zum Beispiel die Dienste des ehemaligen sowjetischen Militär-Übersetzers Victor Bout, dem damals größten Player im illegalen Waffenhandel, für Transporte in eigene Kriegsgebiete oder um Waffen an unterstützte Regierungen oder „Freiheitskämpfer" zu bringen, was uns direkt zum zweiten Punkt führt.
Es ist eine hervorragende Taktik, gleichzeitig legale Transporte – am besten für Regierungen – durchzuführen, während mau parallel illegale Transaktionen in mit Embargos belegte Krisengebiete wie Zentralafrika durchführt. Der offizielle Auftrag zieht dem Handel eine weiße Weste an ‚unter der schmutzige Geschäfte nicht mehr auffallen. Der offizielle Auftraggeber wird dich sogar vor Anschuldigungen schützen, da er ja selbst nicht in den Ruf illegaler Geschäftemacherei kommen will. Im März 2008 wurde Victor Bout bei einer Aktion des amerikanischen Geheimdiensts und der thailändischen Polizei in Bangkok festgenommen. Der scheinbare Erfolg gegen den illegalen Waffenhandel währte allerdings nur kurz. Zur (zumindest offiziellen) Überraschung der USA erfolgte im August 2009 seine Freisprechung vor dem thailändischen Gericht.

Die Politik dahinter

Das führt uns zur ambivalenten Rolle der USA. Einerseits sind sie der Staat mit der konsequentesten Umsetzung von Embargos (z.B. auch gegenüber der D.R. Kongo und ihren Nachbarländern), deren Wirksamkeit und Zielgenauigkeit allerdings bezweifelt werden darf. Andererseits wehren sie sich in der UNO vehement gegen eine stärkere Einschränkung des Waffenhandels. Diese Haltung wird vor allem damit begründet, dass das in der Verfassung festgeschriebene Recht auf Waffenbesitz durch eine Einschränkung des Handels leiden würde. Insbesondere die mächtige *National Rifle Association* (NRA), setzt da jederzeit alle Hebel in Bewegung, um dieses Recht zu verteidigen. Es gibt aber für die USA noch weitere gute Gründe, Einschränkungen des Waffenhandels nicht zu unterstützen. Zumindest während der Bush-Administration sahen sich die USA als weltgrößter Waffenexporteur und in der gut eingelernten Rolle der Weltpolizei im Recht, Regierungen oder sogenannte Freiheitskämpfer, die aus ihrer Sicht die richtige politische Richtung vertreten, offiziell oder in verdeckten Aktionen der CIA zu unterstützen.
Im offiziellen Waffenhandel sind gerade Entwicklungsländer die größte Abnehmergruppe. Im Jahr 2008 waren Kaufverträge über 29,6 Mrd. US-Dollar, (das sind über 70 Prozent des Gesamtvolumens der US-amerikanischen Exporteinnahmen im Rüstungsbereich). Das bedeutet, dass die Waffen zunächst auf ganz legalem Weg in die Nähe von Krisengebieten kommen, und dann im Falle eines Krieges relativ leicht den Weg in den Brennpunkt des Geschehens finden. Im Falle der D.R. Kongo waren im Krieg von 1996 bis 2002 Angola, Namibia und Zimbabwe die wichtigsten Unterstützer der Regierungstruppen. Aber nicht nur die USA tragen so zur Militarisierung des afrikanischen Kontinents bei. Weitere wichtige Exporteure sind Frankreich, Deutschland, England, China und Russland. Im Falle der USA und von Deutschland, das inzwischen der drittgrößte Exporteur ist, stiegen die Exporte im vergangenen Jahr sogar trotz Wirtschaftskrise.

Grausliche Folgen

Inzwischen ist der Krieg im Kongo offiziell beendet und Präsident Joseph Kabila sitzt relativ fest im Sattel, während im Osten des Landes, an der Grenze zu Uganda, Ruanda und Namibia, immer noch ein eher unbeachteter Bürgerkrieg tobt. Unterstützt wird die kongolesische Regierung hierbei von der UN-Mission MONUC, die allerdings nur beobachtende Funktionen ausführt und selbst keine militärischen Optionen hat. Ihre Opponenten sind die *Forces démocratiques de libération du Rwanda* (FDLR). Wie der Name schon andeutet, handelt es sich hierbei um eine Miliz, die sich zu einem Teil aus Ruanda rekrutiert, ethnisch den Hutus zuzuordnen ist und so den Hutu-Tutzi-Konflikt der 90er Jahre unter umgekehrten Vorzeichen im Ostkongo weiterführt. Ihnen wird Massenmord, Unterdrückung, Versklavung und Vergewaltigung der regionalen Bevölkerung vorgeworfen. Aber die Regierungstruppen, stehen ihnen hierin nicht viel nach. Die Organisation *Human Rights Watch* hat infolge zweier Fact-Finding-Missionen im November einen Bericht veröffentlicht, der die UN-unterstützten Truppen zahlreicher Morde und Vergewaltigungen bezichtigt. Auszugsweise liest sich das folgendermaßen:

> In one of the hamlets, Katanda, Congolese army soldiers decapitated four young men, cut off their arms, and then threw their heads and limbs 20 meters away from their bodies. The soldiers then raped 16 women and girls, including a 12-year-old girl, later killing four of them.
> On about August 15, Congolese army soldiers massacred another group of civilians in the Nyabiondo area at the village of Ndoruma. Witnesses said that soldiers returning from a failed attack against a local militia allied to the FDLR earlier in the day deliberately killed at least 50 civilians whom they accused of collaborating with the FDLR and their allies. One woman witnessed soldiers kill her husband and then watched in horror as they torched her home, burning to death her three young children inside.
> Congolese army soldiers also targeted civilians on the 10-kilometer stretch of road from Nyabiondo to Lwibo. On September 28 and 29, soldiers based at Kinyumba village along the road, abducted and gang-raped two separate groups of young women and girls, about 20 altogether, on their way to the market. When a local militia allied with the FDLR attacked the government soldiers the same day, they were repulsed by the soldiers, who called in help from MONUC's attack helicopters. Some of the women and girls escaped, but Congolese army soldiers killed at least five as they tried to flee.

Die MONUC-Truppen stehen ein paar Kilometer entfernt, schauen zu (oder weg) und unterstützen die Regierungstruppen mit Logistik, Waffen und vor allem mit dem legitimierenden Deckmantel der UN-Unterstützung.
Kommandiert wurde die FDLR übrigens bis vor kurzem von Deutschland aus. Ignace Murwanashyaka, der offizielle Führer der Miliz, steht auf der schwarzen Liste der Vereinten Nationen und lebte dennoch lange Zeit relativ unbehelligt in Mannheim und befehligte von dort aus seine Truppen. Nun wurde er, nachdem verschiedene Medien schon länger Aufklärungsarbeit leisteten und NGOs auf eigene Faust ermittelten und ihre Ergebnisse schließlich den verdutzten Behörden übergaben, am 17. November doch festgenommen. Die offiziellen Ermittler waren allein nicht fähig gewesen ihre Verdachtsmomente zu erhärten, obwohl ein Großteil der notwendigen Informationen frei im Intenet kursierte.

va

Fotos: © Simisa | commons.wikimedia.org

Weiterführende Literatur:

Control Arms: www.controlarms.org
Human Rights Watch-Bericht: www.hrw.org/en/news/2009/11/02/eastern-dr-congo-surge-army-atrocities
Rohstoffproblematik: http://www.derbagger.org/artikel/netzwerkgeschichten
Über I. Murwanashyaka: www.zeit.de/2009/32/Milizenfuehrer-Mannheim

Filme zum Thema:

Blood Diamond (USA 2006)
Lord of War (USA/FR 2005)
Darwin's Nightmare (FR/A 2004)

DER GEPLATZTE FUSSBALL-TRAUM

Es ist der Traum vieler afrikanischer Kinder: Fußballstar werden und der Armut zuhause entfliehen. Europäische Talente-Scouts machen mit ihnen ein riesiges Geschäft.

„Tausende Talentscouts durchkämmen die provisorischen Fußballplätze in Afrika. Immer auf der Suche nach dem einen fantastischen Spieler, der dem Scout zu Reichtum verhelfen kann. Für so ein Wunderkind zahlen die Klubs zwischen sechs und sieben Millionen Euro“, erzählt Lars Madsen. In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich eine regelrechte Industrie um die Fußballtalente gebildet, mit einigen wenigen Gewinnern – und vielen Verlierern.

Die beiden norwegischen Journalisten Lars Madsen und Jens Johansson haben sich jahrelang mit dem Thema Kinderhandel im Fußball auseinandergesetzt und ihre Erfahrungen in dem Buch „Den forsvunne Diamanten“ (deutsch: „Der verschwundene Diamant“) zusammengetragen.

Die FIFA-Regeln

Die Regeln des weltweiten Fußballverbands FIFA sind klar: Spieler unter 16 Jahren dürfen nicht von einem Land in ein anderes transferiert werden, Spieler unter 18 nicht von einem Kontinent auf einen anderen. Das gilt nur dann nicht, wenn die Eltern unabhängig von der Fußballkarriere ihres Kindes das Land wechseln.

Den europäischen Fußball-Klubs liegt aber viel daran, trotzdem junge Talente für ihre Zwecke aufzubauen. Für sie bedeuten die Kinder potenziell viel Geld. Daher haben die Klubs Wege gefunden, die FIFA-Regeln zu umgehen.

Der Kinderhandel

„Es gibt drei Ebenen des Kinderhandels“, erklärt Madsen. Die höchstentwickelte Variante läuft über sogenannte Fußball-Akademien, in die afrikanische Kinder, manche nicht älter als acht Jahre alt, gesteckt werden. Die Akademien sind oft weit weg von ihrem Zuhause, wo sie für eine Profikarriere im europäischen Fußball aufgebaut werden sollen. In Thailand gibt es eine solche Akademie mit engen Beziehungen zu Arsenal. Dort werden momentan afrikanische Minderjährige ausgebildet. Sie dürfen keinen Kontakt zu ihrer Familie haben. „Wahrscheinlich, um den ‚Arsenal-Lebensstil‘ zu erlernen“, sagt Madsen. „Wenn die Kinder 18 Jahre alt sind, kann sich Arsenal die Besten aussuchen.“ Was mit dem Rest passiert, ist unklar. Madsen fügt allerdings hinzu: „Zumindest passt man dort auf die Kinder auf. Die unteren beiden Ebenen sind wirklich reines Geschäft.“

Eine Ebene weiter darunter existieren Akademien in Ghana oder der Elfenbeinküste. „Sie sind von lokalen Leuten oder Europäern geführt, die teilweise in Europa als Scout gesperrt sind, aufgrund von Kinderhandel“, erklärt Madsen. Die Klubs können auf die Kinder zugreifen, die dort untergebracht sind, und sie zu einem Probespiel einladen. Die wenigstens sind dabei erfolgreich.“ Ajax und andere holländische Klubs sind zum Beispiel in diese Art von Handel involviert.

An der untersten Ebene hat sich eine Form von Kinderhandel etabliert, die nicht unmittelbar mit den europäischen Klubs in Verbindung steht, sondern eine Folgeerscheinung davon ist. Lokale „Scouts“ operieren in Afrika, die vorgeben, Kontakte nach Europa zu haben. Gegen etwas Geld versprechen sie den Eltern, dem Kind eine große Fußball-Karriere in Europa zu ermöglichen. „Diese Intention hatten die Leute aber nie. Die Kinder enden in Marokko oder werden in ein Boot gesetzt und landen in Italien, Spanien oder Korsika.“ Dort holt sie niemand ab.

Das Ende eines Traums

Den Forschungen der beiden norwegischen Journalisten zufolge sollen sich momentan 20.000 Kinder in Europa aufhalten, denen eine rosige Zukunft versprochen wurde, die nie zur Realität wurde. Manche der Jugendlichen schaffen es, wieder zurück in die Heimat zu gelangen oder sich in Europa eine Existenz aufzubauen. Viele schaffen das nicht. Madsen erzählt: „Wir haben viele Schicksale kennen gelernt. Die Kinder leben hier auf der Straße, manche arbeiten illegal, manche sind Prostituierte.“

Die FIFA verhalte sich laut Madsen feige, wenn es um die Bekämpfung von Kinderhandel im Fußball geht: „Sie hat strenge Gesetze, auf dem Papier ist sie dagegen. Aber in der Praxis macht sie viel zu wenig.“

Die Situation in Österreich

„Am meisten involviert in das schmutzige Geschäft sind die Länder Holland, Frankreich, Portugal und Italien“, sagt Madsen. Auch Großbritannien und Spanien mischen kräftig mit. In den letzten Jahren haben Russland und osteuropäische Länder wie die Ukraine begonnen, Kinder aus Afrika ins Land zu holen. „Deutschland und Österreich gehören bestimmt nicht zu den schlimmsten Ländern. Aber ich nehme mal an, dass es an die hundert österreichische Scouts gibt.“

Auch in Österreich gibt es einen Fall, bei dem ein minderjähriger Fußballer ins Land geholt wurde. Der Kroate Ante Coric ist 12 Jahre alt. Er wurde vor einem Jahr von Red Bull Salzburg gekauft. Seine Mutter kam mit ihm und arbeitet nun in Österreich, sein Vater arbeitet in Kroatien als Scout für den Klub. Madsen meint dazu: „Es ist nicht okay, den Eltern einen Job anzubieten, nur um an das Kind ranzukommen. Das ist ein Missbrauch der Intentionen der FIFA-Regeln.“

as

Literatur:

„Den forsvunne Diamanten“ von Lars B. Madsen und Jens M. Johannson, Tiden Norsk Forlag, Oktober 2008, ISBN: 9788210050442.

INTERVIEW MIT KEINER NETZGIRAFFE

Im Dienste seiner Leserschaft kennt der Bagger weder Höhen- noch Tiefenangst. Diesmal haben wir für Sie das vermutlich höchste Tier der Republik Österreich interviewt: den Giraffenbullen [Name aus Diskretionsgründen gestrichen] im Tiergarten Schönbrunn. Er gewährte uns das Gespräch im Austausch gegen eine Schubkarre frisches Akazienlaub. Bestechung? Mitnichten. Ein Freundschaftsgeschenk.

Zu Anfang muß ich Ihnen die Frage stellen, die allen unseren Lesern auf den Lippen brennt: Sind Sie eigentlich eine Netzgiraffe?

Ich muß doch sehr bitten! Betrachten Sie nur einmal, wie die Ränder meiner Schecken mit ihrem zarten Zackenmuster, beinah wie Fransen eines edlen Perserteppichs, sachte vom Orangebraunen ins Cremefarbige übergehen. Wie hingehauchte Blütenblätter, wie ein meisterliches Aquarell! Ist das denn ein schnödes Netzmuster? Und sehen Sie meine schlanken Unterschenkel mit den weißen Kniestrümpfen, wie sie zu Maria Theresias Zeiten üblich waren. Vollkommen fleckenlos. Niemals würde ich mit Netzstrümpfen rumlaufen. Netzgiraffe, also wirklich. Mein Familienname ist Rothschild. Rothschild-Giraffe, genau genommen.

Wie das berühmte Bankhaus?

Jawohl! Aber nicht, daß Sie glauben, das wären Verwandte von mir. Obwohl sie ihre Nasen auch ganz schön hoch getragen haben. Nein, meine Sippschaft ist nur nach einem davon benannt, weil er uns entdeckt hat oder so. Lionel Walter Rothschild, der in England Baron war – dort ist das ein Beruf. Als Baron war er fast verpflichtet, ein bißchen irre zu sein, und deswegen hatte er Känguruhs im Garten und ist mit einem Gespann von sechs Zebras in London herumgefahren. Es heißt, er hätte sich sogar mit einer Riesenschildkröte fotografieren lassen. Aber immerhin hat er Afrikaexpeditionen finanziert – das sollen ihm die heutigen Bankbonzen erst einmal nachmachen, grmpf. Und er wußte, wie eine schöne Giraffe auszusehen hat. Niemals hätte er seinen Namen einer Netz...

Apropos Afrika: Aus welchem Teil Afrikas stammen Sie eigentlich?

Da muß ich nun zugeben (seufz!), ich bin nie in Afrika gewesen. Ich bin gewissermaßen ein echter Wiener; ich gehe nicht unter, höhö! Sie staunen? Das müssen Sie nicht. Unsere Familie ist längst in der ganzen Welt daheim. Nehmen Sie nur zum Beispiel meine Gattin mit ihrem Töchterchen – die kommen beinah aus dem böhmischen Riesengebirge. Sie sind in Dvůr Králové nad Labem geboren – Königinhof an der Elbe hieß das, als wir Wiener noch über fast ganz Europa geherrscht haben. Dort ist ein sehr nettes Giraffendomizil, mit ein paar Behausungen für andere Tiere drumherum – wie ihr Zweibeiner sagt, ein Zoo.

Wie lösen Sie das Verständigungsproblem? Die Damen sprechen doch sicher Tschechisch.

Nun ja, sie böhmakeln ein bißchen. Aber das stört nicht. Ein Giraffengehege kann ruhig multikulturell sein! Unsere Cousins in Uganda und Kenia finden sicher auch, daß ich komisch rede.

Wie geht es denen dort?

Ui. Sie können sich denken, wie es in Uganda zugeht. Immerhin wohnen sie inzwischen alle in Nationalparks, sonst wären sie wahrscheinlich schon lang alle emigriert. Wobei „alle“ leider nicht so furchtbar viele sind. Letzte Weihnachten habe ich ein Glückwunschbillett von der gesamten Verwandtschaft gekriegt, das war höchstens mit ein paar hundert Hufabdrücken unterzeichnet. Mehr sind es wohl nicht. Aber wenn die Zweibeiner überall so nett zu uns sind wie in Wien, werden unsere Kindeskinder vielleicht einmal wieder die Savanne bevölkern. Sie können davon ausgehen, daß ich mit meiner Gemahlin Karla das Meinige dazu beitragen werde!

Es gefällt Ihnen also hier in Wien?

Nun ja. Afrika ist es nicht. Aber wir haben eine warme Unterkunft, gutes Essen und nette Gesellschaft: den Herrn Marabu und die somalischen Schwarzkopfschafe. Ach ja, Leute auch. Angesichts unserer geschichtlichen Bedeutung haben wir aber auch gute Behandlung verdient.

Geschichtliche Bedeutung?

Ja, wir haben nicht nur Verbindungen zum Bankhaus Rothschild! So ungefähr vor zweihundert Jahren hat ein ägyptischer Vizekönig, ein gewisser Muhammad Ali Pascha, unsere diplomatische Eignung entdeckt und hübsche Giraffenkühe als Botschafterinnen in alle wichtigen europäischen Städte geschickt. Eine davon auch nach Wien – Kaiser Franz II. war ganz entzückt von ihr. Und wie immer, wenn ein Kaiser eine neue Bekanntschaft macht, ist ihr auch das Volk wie irrsinnig hinterhergelaufen. Damals war der Tiergarten zu klein für die Menschenmassen, die meine Ururgroßtante besuchen wollten. Heute ist es ruhiger – jetzt drängen sich alle bei diesem schwarzweißen Bären, der immer im Bambusgesträuch rumhängt. Eigenartiger Geschmack, muß ich ...

Ihre Ahnin hat also in Wien Furore gemacht?

Klar. Alle Damen wollten so schön sein wie sie und haben sich die Haare à la giraffe aufgesteckt. Selbstverständlich vergeblich – nichts geht über eine echte Giraffenmähne. Die Herren haben so seltsame Zylinderhüte getragen, die Girafiques hießen, damit es aussah, als hätten sie so schöne lange Hälse wie wir. Und gescheckte Westen hatten sie an. In den Kaffeehäusern hat man Giraffenwalzer getanzt, und der Konditor hat statt Waffeln Giraffeln verkauft – das heißt, er hat sie ein bißchen anbrennen lassen, damit sie braune Giraffenflecke kriegen.

Kolossal! Wie ist die Dame seinerzeit eigentlich von Ägypten nach Wien gereist? Großraumflugzeuge gab es ja noch nicht.

Mit dem Segelschiff von Alexandria über Venedig nach Rijeka; von da wollte man sie zu Fuß weitergehen lassen. Mit einer Militäreskorte, schließlich war sie ja nicht irgendwer. Da hat sie aber so lange protestiert, bis man eigens für sie einen gepolsterten Wagen mit Spezialfederung erfunden hat, und mit dem ist sie dann nach Wien gefahren. Oben war er offen, und sie konnte rausschauen. Heute auf der Autobahn ginge das schlecht, bei den vielen Tunnels – jaja, es bringt nicht nur Vorteile mit sich, wenn man groß ist.

Eine letzte Frage: Sind Sie eigentlich auch ein ganz klein wenig stolz auf Ihre Größe?

Selbstverständlich! Fünfeinhalb Meter sind keine Kleinigkeit. Ich müßte mich in jeder Wiener Altbauwohnung bücken. Und ich bin der einzige in Österreich, der noch den Überblick hat. Bis auf meine Frau, die hat ihn auch. Ein wenig betrübt mich nur, daß meinesgleichen es noch nicht geschafft hat, ins Showgeschäft einzusteigen. Fürs Zirkuszelt sind wir zu lang. Seiltanzen können wir auch nicht gut – Schwerpunkt zu hoch. Und wenn ein Zauberer ein großes Tier verschwinden lassen will, nimmt er eigentlich immer einen Elefanten. Was ist schon ein Elefant? Dick und wuchtig, und wenn man ihn zu lang unter dem doppelten Boden sitzen läßt, trompetet er, obwohl er eigentlich schon verschwunden ist. Haben denn die Taschenspieler keinen Sinn fürs Ruhige und Grazile? Oder wagen sie sich nicht ans wahrhaft Hohe? Man weiß es nicht.

Ein schöner Schlußsatz. Herzlichen Dank für dieses Interview, und lassen Sie sich die restlichen Akazienblätter schmecken!

Das werde ich tun, mampf. Auf Wiedersehen, und gehen Sie doch nachher um der guten Zeiten willen zum Konditor auf eine Giraffentorte! Die wurde nämlich auch damals um 1828 erfunden, als meine Ururururdingsbums und ihre Freundinnen den Europäern die Köpfe verdreht haben. Aber Vorsicht: sehr süß!

(Und so verabschiedete uns dieser angenehme Interviewpartner mit einer Verbeugung, deren Eleganz wir nichts hinzuzusetzen haben.)

caru

Empfehlung:

Wollen Sie die Giraffentorte ausprobieren? Dann finden Sie das Rezept – wo sonst als auf der Tiergarten-Homepage: http://www.zoovienna.at/giraffentorte.html

THEY EAT TURTLES, DON'T THEY?



Fotos: © Greenpeace India

This story is true. That does not make it much better. Good luck.

It all came to a head one night when I found myself crying in the sand outside a tent on an abandoned fishing wharf, with a very small mouse sitting beside me, looking at me very sympathetically.
I was twenty one, doing a job that was way out of my league: researcher with one of the world's biggest environmental organisations, and dreading the day when they would find out they had hired a child, and send me away with a pat on the head. To make matter much, much worse, my first assignment was in Orissa, India, a corner of the earth that god forgot, and the devil couldn't be bothered with. I was six hours from the nearest town, ten hours from the nearest internet connection, and sixteen hours away from the nearest hot shower. And I was supposed to be saving a species from extinction. Over the next two weeks, I came closer to insanity, and redemption, than I ever have in my life since. All four years of it.

The Olive Ridley turtle is an endangered species of sea turtle that, every year, nests on the beaches of south India for a few days. Theoretically, these small creatures are fascinating. For millions of years, every single year, they have found their way to the exact same stretch of beach in their thousands. Year after year for millions of years, they swim thousands of miles to return to the same spot their mothers, grandmothers and whole lines of ancestors came to, laying their eggs in the same damp, moon-cooled sand. Very little is known about where they go when they leave these beaches, what they do, or why they do it. What we do know is that something in their DNA, hard-wired by evolution, tells them, every year, where to go. A tiny map, burned over aeons into their brains, the light of the stars and the moon guiding their silent way across uncharted oceans to these beaches. Until, some few hundred years ago, one turtle saw something on the horizon that she had never seen before. A fine mesh of cloth, made up of threads locking and interlocking, floating eerily in the dark water ahead of her. Intent on making her way to land, the way everything in her was telling her to do, she probably did not think of danger when she saw the fishing net. Perhaps she was curious, perhaps it was beautiful, the way it hung suspended in the black water, its loose ends drifting aimlessly in the water. Perhaps she avoided it. Perhaps she did not.

Over the years, though, the number of fishing nets off the coast of India multiplied. From languorous beautiful shapes suspended from solitary boats, they have grown to be monstrous things hanging from trawlers, catching thousands, hundreds of thousands of fish in their gaping maws, drawing them, gasping for breath, to the surface.
And increasingly, turtles became part of the catch. Larger numbers of turtles become trapped in the fishing nets every year as they make their way to Orissa's beaches. Their tiny babies, once they hatch on land, are trapped in the nets as they make their blind way to the welcoming arms of the sea. And this was the animal I, and the small team I was with, were here to save. Theoretically.
Did I say theoretically? Allow me to elaborate. What this lofty mission translated to was living in tents on an abandoned fishing wharf at the mouth of the ocean, in searing forty-degree summer heat, on a diet of fish and day-old vegetables, bathing in sea water and peeing in little plastic cubicles built around holes in the ground. Inside the tents were pouches made of mosquito nets, into which one crawled to sleep.
"Why the pouches?" I asked the disturbingly attractive, disturbingly motivated team leader, as I unpacked my suitcase full of linen shirts and jeans.
"For the snakes", he said. What he really meant was, oh Jesus, what am I going to do with this city dwelling idiot. I hope the snakes carry her off.
"Oh." I said. What I really meant was, oh Jesus, the snakes are going to carry me off.

The next week was spent in a blur of night watches, searing heat and lessons learnt the hard way. For instance, I learnt that when you carry a lantern into a plastic cubicle with transparent walls, you become the main player in a kind of magic lantern show, where your figure is brightly illuminated in outline as you try to negotiate with your digestive system over the endless diet of fish. I learnt that when you walk up a hill because that is the only place your phone will work, and you hear a swishing sound in the grass, you turn around and run, because otherwise the chances of your meeting avery surprised, and very venomous, snake going about its business increase exponentially. I learnt that Nike does not make hiking boots.

And through it all, we saw the results of the murderous nets. Every morning we would trek out on surveys. I exaggerate. The rest of the team would set out on surveys, while I dragged behind, sulking furiously, and slipping on the rocks every so often. And we would find only the carcasses of the turtles, mutilated by the nets, the ragged mesh marks around their flippers almost as heartbreaking as the slightly stupid, peaceful looks on their dead turtle faces. We found hundreds of dead turtles, some half-eaten by dogs after their encounter with the nets, some with their eggs fossilised within their exposed skeletons. Days passed and we still had not found a single live turtle anywhere.
In the end, though, it wasn't a turtle or a snake that defeated me. It was a mouse. I crawled into my pouch one night, exhausted by all the dead turtles. "If they are going to die in such numbers, maybe they should go extinct after all, and then I can go home" may or may not have been my last unworthy statement. I zipped the pouch up, turned around, and came face to face with a very small, very surprised mouse.
To this day I do not know who screamed louder, me or the mouse. My co-workers, when they stopped laughing, could only say that the tent swayed wildly from side to side. Occasionally the shape of an arm would come out one side, while a tiny mouse shape was outlined on the other. Eventually I managed to tear my way out, and collapsed on the sand, weeping hysterically. The mouse regarded me in silent sympathy before wandering off to look at something.
"I'm going home", I said. "And I will kill anyone who says anything to me about fishing nets, or turtles."
"Sure", said the team leader. "But we've just heard that there's a nesting on a beach nearby."
"Whatever", I said. "I'm not going."
Twenty minutes later, we were on another beach in the pitch dark.
"There's nothing here", I said. How inconsiderate were these stupid turtles, if they couldn't even bother to show up.

We waited for hours. Nothing. It grew colder, and darker, and the light of the moon grew icy. And suddenly, through the night, came a soft swishing. I had somehow expected that when we finally saw a live turtle, it would be accompanied by booming cinematic music. And lights. And possibly Morgan Freeman's voice in a moving voiceover. Instead, there was only this swishing. And slowly, some misty shapes emerging from the sea. I watched as the number of the shapes grew and grew, and finally there were hundreds. The turtles made their slow, graceful way to the sand. All around me was nothing but these semicircles in the sand, moving with single-minded determination to the higher sand banks. These turtles looked nothing like the pitiful, dead things I had seen all week long. These were messengers from another time, from another age, before people, before fishing nets. They were ancient, timeless. One stopped near my foot, uncaring of my presence. She had been coming to this beach, to this spot, for decades, and before that, through the threads that connected her to the past, for millennia. I was a tiny blip, a meaningless little dot in the story of evolution, of the planet. I truly did not matter, to her, or to the planet, as it went about its work of existing. This story did not involve me, or the nets. We would be gone tomorrow, but tomorrow she would still be here.

I wish I could say something more than that this moment changed my life. Because that is not the point. My life is not the point. There is a point, but I do not know what it is. Or maybe there is no point after all, and that is the point. Maybe we are all threads in some giant moving growing net, all connected, all separate, all converging at the same point. Or maybe I was just a spoilt teenager seeing for the first time, first-hand, the meeting between life and death, between a turtle and a fishing net, and seeing for the first time which must win.
I don't know. It was unreal. The mouse was real, though. Bastard.

nj

DAS RECHTE ECK

das rechte Eck

Meinungen, in's Eck gestellt

Diesmal: Zurück in die Zukunft!

Illusorisch, unfinanzierbar, weltfremd ... das sind Schlagworte, mit denen die Forderungen der Bildungsprotest-Bewegung regelmäßig stigmatisiert wird.
Dass dies völliger Unsinn ist, zeigt ein kurzer Blick auf die maßgeblichen Veränderungen im Universitätsbereich in den letzten zehn Jahren. Die zentralen Anliegen betreffen nämlich durchgehend alte bildungspolitische Errungenschaften, die zuletzt einer ignoranten, arroganten und bildungsfeindlichen Politik zum Opfer gefallen sind.
Der geforderte freie Hochschulzugang wurde erst 2001 durch Einführung der Studiengebühren massiv eingeschränkt und die Zahl der Studierenden um 20% gesenkt. Interne Hürden wie die Studieneingangsphase hat erst in den letzten Jahren die Umsetzung des Bolognaprozesses sowie das Universitätsgesetz von 2002 eingeführt. Im selben Aufwasch ist auch die Möglichkeit zu einem verhältnismäßig freien und selbstbestimmten Studium durch die Einschränkung bzw. Abschaffung von Individuellen Diplomstudien, Fächerkombinationen und freien Wahlfächern beseitigt und durch verschulte Studienpläne, ein rigides Modulsystem sowie Abhängigkeitsketten bei Lehrveranstaltungen ersetzt worden. Nebenbei wurde sukzessive die Mitbestimmung wesentlicher Teile der Universität (bes. Studierende, Mittelbau) eingeschränkt oder beseitigt, die Struktur entdemokratisiert, hierarchisiert und Kompetenzen wurden nach oben (vor allem ins Rektorat) oder aus der Uni heraus (Universitätsrat, Ministerium) verlagert.
Die Studierendenzahlen sind heute wieder ungefähr auf dem Niveau, das sie vor der Einführung der Studiengebühren hatten, und trotzdem funktioniert es vorne und hinten nicht, weil die Finanzmittel zurückgegangen sind bzw. gut funktionierende Strukturen zerstört und durch teure Verwaltungsapparate ersetzt wurden.
Lösungsansätze:

- Die Hornochsen in den entsprechenden Rektoraten und Ministerien zum Teufel jagen.
- Vertretern der Wirtschaft die Möglichkeit der Einflussnahme nehmen (Uniräte abschaffen!). Die sollen von mir aus über Informationsveranstaltungen an Schulen auf die Studienwahl einwirken, aber nicht mir ihren systemfremden Vorstellungen von Unternehmensführung Bildungseinrichtungen zerstören.
- Doppelt so viel Geld reinstecken (mindestens).
- Rücknahme der Reformen der letzten zehn Jahre bzw. eine umfassende Reform des Universitätsgesetzes.
- Durchführung der dringend notwendigen Schulreform.
- Eine effiziente Studienberatung in den Schulen installieren.

Und nur wenn diese Punkte erfüllt sind und immer noch in manchen Fächern Platzmangel herrscht, macht es vielleicht Sinn, über punktuelle Zugangskontrollen zu sprechen.

va

IM NETZ DES PROPHETEN

Viel wird über den Koran geschrieben, gesprochen und gedeutet, doch wenige, scheint es, haben ihn zur Gänze gelesen. Der Bagger hat sich von vorne bis hinten durch dieses Werk gegraben und fügt nun einen weiteren fragwürdigen Knoten im Netz der kontroversen Rezeption dieses Werkes hinzu.

Der Koran ist arabisch. Da manche drin das Diktat und daher die Sprache eines überirdischen Wesens sehen, wird gerne behauptet, dass er nicht übersetzbar sei. Sollten Sie, geschätzter Leser, diese Meinung vertreten, wird empfohlen, diesen Artikel bei der eifrigen Lektüre der vorliegenden Zeitschrift zu überspringen. Er wird Ihnen keinen Aufschluss und keine neue Einsicht bringen. Diesem Artikel liegt die deutsche Übersetzung von Max Henning (siehe unten rechts) zugrunde. Zur Übersetzbarkeit sei folgende Bemerkung gestattet: Es wird hier der Ansatz vertreten, dass die poetische Kraft eines Werkes unter einer Übersetzung leiden mag, dass aber ein Werk, dem der Anspruch unterstellt wird, über die Poesie hinaus eine Bedeutung im alltäglichen Leben zu haben, zwangsläufig auch verständlich gemacht werden muss. Daher wollen wir uns mit der vorliegenden Übersetzung, der im Übrigen mehrfach eine Nähe zum Original bescheinigt wird, begnügen und uns demnach Form und Inhalt zuwenden.

Nach Länge geordnet

Der Koran umfasst 114 Suren, also „Kapitel", die aus unterschiedlich vielen Versen bestehen. Bis auf Sure 1 sind diese der Länge nach angeordnet. Alle (einzige Ausnahme: Sure 9) beginnen mit der Formel „Im Namen Allahs, des Erbarmers, des Barmherzigen". Formal sind gewisse Unterschiede (etwa in der Länge der einzelnen Verse) erkennbar. Dies wird mit der unterschiedlichen Entstehungszeit in Zusammenhang gebracht. Damit endet die formale Beschreibung auch schon, denn ansonsten scheint es schwierig, ein offensichtliches Konzept zu erkennen. Ein Stilmittel scheint die Wiederholung zu sein, so finden sich oft wörtliche Wiederholungen (etwa in Sure 55 jeder 2. Vers) und manche Episoden (etwa jene von Moses und Pharao) werden mindestens ein Dutzend Mal in ähnlichen Worten an unterschiedlichen Stellen erörtert. Die Androhung der Höllenqualen für die Ungläubigen findet sich an mindestens hundert Stellen und die Wonnen des Paradieses werden ebenfalls an unzähligen Stellen in ähnlichen Worten beschrieben. Die einzelnen Suren sind mit Titeln überschrieben, doch lässt sich daraus nur bedingt auf den Inhalt schließen, da es oftmals Überschneidungen, Gedankensprünge und auch unvollständige Sätze gibt, sodass sich ein thematisches Konzept weder im Aufbau des Gesamtwerkes noch innerhalb der einzelnen Suren klar erkennen lässt.

Der Allmächtige

Die Allmacht Allahs ist inhaltlich das überragende Thema. Dies wird anhand der Schöpfung der Welt (in 6 Tagen), anhand der Allwissenheit (Allah sieht das Verborgene und das Innerste der Herzen), anhand des direkten Eingreifens Allahs in die Geschichte und das Schicksal einzelner Menschen (Sintflut, Zerstörung von Sodom und Gomorra, Ertränken des Heeres des Pharao, Hiob, Siege und Niederlagen Muhammads, Leitung oder Irreleitung der Gläubigen und Ungläubigen usw.) und anhand der Ankündigung des (jüngsten) Gerichtes illustriert. Dieses und die Auferweckung der Toten sind weitere zentrale Themen, wobei nicht mit der Ausschmückung der Qualen für die Verdammten – die da sind: die Ungläubigen, die Götzendiener, die Lügner, Heuchler, Juden, Christen und diejenigen, die den Koran als Lüge bezeichnen – gespart wird. So sollen jene ins Feuer geworfen werden, siedendes Wasser zu trinken bekommen und auf alle erdenkliche Weise gequält werden, ohne Hoffnung auf ein Ende der Qualen. Ganz anders wird es den Gläubigen ergehen und jenen, die dem Propheten den Gehorsam nicht verweigern. Sie sollen in von Bächen durcheilten Gärten wohnen, auf Kissen sitzen, in Seide gekleidet werden und reine Jungfrauen als Gattinnen erhalten. Das irdische Leben hingegen wird als ein vorübergehender Nießbrauch bezeichnet und es ist nicht ausgeschlossen, dass die Ungläubigen für kurze Zeit reich an irdischen Gütern und Nachkommen sein können, doch, wen Allah will, den straft er auf Erden, doch kein Entrinnen gibt es vor der strengen Strafe des Jenseits. Die Gläubigen hingegen sind jene, die beten, fasten, die Armenspende leisten, zur Wallfahrt antreten, dem Propheten Gehorsam leisten, sich vor Allah demütigen (niederwerfen) und sich am Kampf gegen die Ungläubigen mit Leib und Leben, oder zumindest mit finanzieller Unterstützung, beteiligen.

Leid der Propheten

Weite Teile des Korans befassen sich mit Geschichten aus dem alten Testament, wobei jedoch des Öfteren Abweichungen von der Biblischen Version anzutreffen sind. Dabei wird überwiegend das Schicksal der Propheten und Warner thematisiert. Moses, Aaron, Noah, Lot, Abraham und auch Jesus (der Sohn der Maria, nicht aber Allahs) sind hier gern und oft genannte Protagonisten. Vor allem der Unglaube der gewarnten Völker und ihre Bestrafung werden wieder und wieder thematisiert.

Des Weiteren ist der Koran selbst Thema des Korans. Als ein von Allah herabgesandtes klares Zeichen wird er häufig genannt und der Unglauben und die Kritik der Mekkaer, Juden und Christen werden an unzähligen Stellen beklagt. Beständig wird gegen die Vielgötterei und den Götzendienst und jede Abweichung vom Eingottglauben gewettert.

Einige Suren befassen sich direkt mit konkreten Problemen Muhammads. So werden etwa Probleme mit seinen Frauen (Sure 33) oder seine Stellung unter den anderen Menschen (Sure 58) thematisiert. Meist entscheidet Allah dabei in seinem Sinne und gesteht ihm explizit gewisse Privilegien unter den Menschen zu (33,50). Von solchen persönlichen Situationen ausgehend, werden teilweise allgemeine Regeln für den Umgang zwischen Männern und Frauen und konkrete Regeln für das tägliche Leben abgeleitet. Auch Sanktionen bei Verletzungen dieser Regeln werden explizit erörtert. Eine von Gott gegebene Hierarchie unter den Menschen wird ebenso thematisiert, wie die Schöpfung und das Wirken der Dschinn, einer Art Dämonenwesen, deren Existenz auf Erden vorausgesetzt wird und die gemeinsam mit den Menschen geschaffen wurden, wobei die Dschinn aus Feuer, die Menschen aus Erde geformt wurden. Der Satan, der sich als einziger der Engel nicht vor Gottes Schöpfung (dem Menschen) verneigen wollte und dafür mit Steinen aus dem Paradies vertrieben wurde und nunmehr die Menschen verführt, findet ebenso oftmalige Erwähnung.

Was steht nun drin?

Wie sieht es nun mit dem Kopftuch aus? Der Aufforderung zum Heiligen Krieg, dem Handabhacken und dem Wein? Nun, der Koran ist voller Widersprüche und daher ist es oft schwierig, bis unmöglich, eine klare Aussage „aus dem Zusammenhang" abzuleiten. So wird etwa der Wein in 16,67 und 47,15 als Gottesgabe oder gar Paradiesesfreude beschrieben, während er in 4,43 bzw. 5,90 eher negativ oder gar als Teufelswerk betrachtet wird. Recht eindeutig ist es da mit dem Kopftuch: Die gläubige Frau möge ihren Schleier/ihr Kopftuch über die Brust schlagen, ihren Blick senken und ihre Reize und ihren Schmuck nicht zur Schau stellen (24,31) bzw. sich in ihren Überwurf verhüllen (33,59). Zur Stellung der Frau im Allgemeinen wird in 4,34 die Vormachtstellung des Mannes verankert und dazu aufgefordert widerspenstige Frauen zu schlagen. Außerdem heißt es, die Frauen wären ein Acker, den man jederzeit und nach Belieben bestellen dürfe (2,223). Typisch weibliche Attribute sind laut 43,18 Streit- und Putzsucht. Homosexualität hingegen wird in 27,55 klar verurteilt.

An vielen Stellen (9,5; 9,29; 47,4; 8,12; 33,60 ...) wird zum Kampf gegen die Ungläubigen und zu deren Tötung aufgerufen und den im Kampf Gefallenen besondere Privilegien zugesprochen. Die Anzahl der Jungfrauen im Paradies (59,20; 38,52; 44,54; 78,33; ...), die den Gläubigen dort zustehen, wird jedoch nicht explizit genannt. Zum Thema Rechtsprechung finden sich etwa Peitschenhiebe für Ehebrecher (24,4), Abtrennen der Hand für Diebe (5,38) und die Erlaubnis einen, Mörder durch die Verwandten des Mordopfers töten zu lassen (17,33). Eine Hierarchie unter den Menschen und entsprechende Gehorsamspflicht wird in 6,189 und 43,32 als gottgegeben dargestellt. Geld zu horten hingegen ist verboten (9,34). Viel eher soll dieses für den Kampf für Allah eingesetzt werden (9,41).

Vorurteile

Leider kann nicht behauptet werden, dass sich durch die Lektüre des Koran die verbreiteten vermeintlichen Vorurteile gegen den Islam auf einfache Weise widerlegen lassen. Der Interpretationsspielraum ist groß, wie bei jedem mystischen Werk, doch einer aggressiven, kriegerischen, frauen- und menschenverachtenden Auslegung kann nur mit Winkelzügen, gewagten Interpretationen und großem weltanschaulichem Engagement entgegengetreten werden. Eine den genannten Attributen entgegengesetzte Auslegung ist sicher möglich, doch ohne den expliziten Willen zu einer solchen drängt sich diese nicht unmittelbar aus der Lektüre auf.

Zum Großteil also besteht der Koran aus Drohungen und Verwünschungen gegen alle, die dem Propheten nicht folgen. Dagegen nehmen poetische Gleichnisse oder positive Formulierungen einen vergleichsweise geringen Platz ein. Die enorme Wirkung dieses Buches scheint daher eher auf der Tatsache zu beruhen, dass hier eine kleine Gruppe von Gläubigen rund um einen bedrängten Propheten dargestellt wird, die sich durch Willensstärke, Treue und Kampfesmut auszeichnet und demnach siegen und ungeheuren Lohn erhalten wird. Die Vorstellung der Feinde und Übeltäter im ewigen Höllenfeuer und der kriegerische Unterton wird ihr Übriges dazu beitragen, dass diese Gemeinschaft zu jeder Zeit eine starke Faszination und ein ebensolches Identifikationspotential ausübt. Darin ist der Islam jedoch sicher kein Einzelfall.

Menschenrechte und Demokratie

Die Frage, ob es nun möglich ist, gleichzeitig nach den Regeln des Korans zu leben und die Menschenrechte, das Völkerrecht und die Gesetze eines demokratischen Staates zu achten, lässt sich mit einem klaren Ja beantworten. Die mannigfache Interpretationsmöglichkeit und der Spielraum bei Übersetzung und Auslegung macht es möglich. Es ist sicher nicht die erste und letzte Quadratur des Kreises, die in den unterschiedlichsten Kulturen und Weltgegenden täglich vollzogen wird. Die Angst vor der angedrohten Strafe bleibt jedoch als einzig wirkliche Motivation, dies zu tun. Es fällt daher nicht schwer, zu behaupten, dass der Menschheit viel erspart bliebe, wenn die Geschichte dem Koran (wie manch anderem Buche auch) jenen Platz zugewiesen hätte, der seinem literarischen Wert am ehesten entspricht, nämlich das ein wenig verstaubte Regal eines Arabisten oder eines anderen Wissenschaftlers, der dieses nunmehr unbekannte Werk von Zeit zur Zeit als interessantes historisches Zeugnis hervornähme, um die eine oder andere Formulierung oder historische Begebenheit zu prüfen.

clr

Quelle:
Max Henning: Der Koran, Reclam Universalbibliothek Nr. 4206. Eine komplette deutsche Übersetzung des Korans findet sich auch auf www.islam.de, der Seite des Zentralrates der Muslime in Deutschland.

ZETA RETICULI



Wie man sein Netz nach den Sternen auswirft.

Praktisch jedes europäische Volksschulkind kann seinem Geburtsdatum ein Sternzeichen zuordnen. Erwachsene Menschen laufen frei herum, die einen fast zum Analphabeten stempeln, wenn man seinen Aszendenten nicht zu nennen weiß. Und wer hat noch nie sein Horoskop gelesen? Sie? Auch nicht das im Bagger? Sie sind ein Lügner. Trotzdem: führen Sie einmal irgendwen in einer klaren Nacht auf den Hausberg Ihrer Stadt und bitten ihn, Ihnen ein paar Sternbilder zu zeigen. Wenn er es kann, ist er wahrscheinlich ein Berufsastronom. (Kein Astrologe – die benutzen heutzutage nur noch Computerprogramme, denen noch dazu meistens Sternkarten aus dem Hochmittelalter zugrundeliegen.) Schauen Sie selbst in den Sternenhimmel! Wo, bitte, ist der Widder? Das Kaninchen? Der Tukan? (Wetten, Sie merken nicht einmal, daß es eins der drei gar nicht gibt.)

Das Netz (in Latein und Astronomenenglisch: Reticulum) jedenfalls liegt auf der südlichen Himmelshalbkugel, geschmackvoll umgeben von Pendeluhr, Wasserschlange, Großer Magellanscher Wolke und Schwertfisch, nördlich der Tropen leider nicht sichtbar. Es sieht keinem Netz ähnlich, das wir je gesehen haben, sondern hat die Form einer schlichten Raute mit vier hellen Sternen an den Eckpunkten und noch ein paar kleineren innen drin. Entsprechend hieß es auch zuerst „Rhombus" – so nannte es wahrscheinlich 1621 als erster der Schweizer Uhrmacher Isaak Habrecht (oder aber 1624 der Astronom und Kartograph Jacob Bartsch). Die Umbenennung in „Netz" verdankt es dem Abbé Nicolas Louis de Lacaille, der zwischen 1751 und 1754 in seinem Einmann-Observatorium am Fuß des Tafelberges bei Kapstadt saß und nicht weniger als fünfzehn Sternbildern die Namen gab, die heute noch von der Internationalen Astronomischen Union (IAU) benutzt werden. Das hat ihm vermutlich Freude gemacht. Er erinnert ein ganz klein wenig an Saint Exupérys Geschäftsmann, der einen Zettel mit der Aufschrift „Mir gehören 501 622 731 Sterne" in den Banktresor legt, um reich zu sein.

Der emblematische Himmel

Man kann sich heute kaum noch vorstellen, in welchem Ausmaß das Festlegen, Vermessen und Benennen von Sternbildern im 17. und 18. Jahrhundert zum Sport der Intellektuellen wurde – aber auch zur ernsthaften wissenschaftlichen Aufgabe, denn man brauchte die Sterne zum Navigieren, besonders auf der Südhalbkugel: Sie wurde gerade erst zum Zweck des Handelns und Herrschens von der „christlichen Seefahrt" erschlossen, und die Sterne dort hatten von Griechen und Römern keine Namen gekriegt, denn deren Schiffe waren nie so weit gekommen. Aber auch für die altbekannten Sternbilder wollten manche nicht gern die krausen heidnischen Bezeichnungen beibehalten, sondern den Himmel theologisieren: aus Perseus sollte ein David mit dem Kopf des Goliath werden, aus dem Pegasus die Eselin, auf der Jesus in Jerusalem eingeritten war, aus der Jungfrau logischerweise die Mutter Maria, aus dem Wassermann (raten Sie dreimal!) Johannes der Täufer. Der fromme Augsburger Julius Schiller kam 1627 sogar auf die Idee, die Tierkreiszeichen überhaupt durch die zwölf Apostel zu ersetzen – und nebenbei den „Drachen" durch die unschuldigen Kindlein.

Der Jenaer Mathematikprofessor Erhard Weigel wollte lieber einen politischen Himmel; er bedeckte im ausgehenden 17. Jahrhundert seine Himmelsgloben mit den Nationalwappen Europas. Orion wurde bei ihm zum römischen Doppeladler, der Große Bär zum dänischen Elefanten, die Jungfrau zu den sieben Türmen von Portugal und der Skorpion zu einem Kardinalshut. Auch ganz persönlich wurde man manchmal. Noch 1798 ernannte Joseph Jerôme de Lalande ein paar Sterne, die man heute zur Wasserschlange (Hydra) zählt, kurzerhand zum Sternbild „Katze": „Ich habe Katzen sehr gern ... Der gestirnte Himmel hat mich genug ermüdet, daß ich nun auch meinen Spaß damit haben kann." Angeblich suchte er damit Voltaire (gestorben 1778) posthum zu ärgern: der hatte keine Katzen gemocht und immer wieder gelästert, die Katze hätte es nicht einmal zum Sternbild gebracht, wo das doch 33 anderen Tieren gelungen sei.

Lacaille, ganz privat

Den Südhimmel bestückte um 1600 als erster der niederländische Navigator Pieter Dirkszoon Keyzer mit exotischen Tieren: Paradiesvogel, Chamäleon, Fliegender Fisch. Lacaille war 150 Jahre später vielleicht prosaischer, oder er wollte einfach etwas anderes. Was er am Himmel verewigte, waren Embleme der neuen Zeiten mit ihrem rasenden Fortschritt in den Naturwissenschaften: neuerfundene oder kürzlich stark verbesserte Instrumente wie Mikroskop, Oktant, Chemischer Ofen, Luftpumpe (die, mit der Otto von Guericke die Magdeburger Halbkugeln leergepumpt hatte), ältere wie Kompaß, Zirkel und Winkelmaß (beinahe ein Freimaurerabzeichen im Nachthimmel!). Dazu kamen Wahrzeichen der Kunst, von der sich die Wissenschaften damals längst nicht so weit entfernt fühlten wie heute: Gravierstichel, Malerstaffelei, Bildhauer. Schließlich malte er in die Sternkarten der Zukunft noch seine eigene allernächste Arbeitsumgebung: den Tafelberg (Mensa), das Teleskop und das Netz.

Das Netz diente Lacaille als Orientierungshilfe bei der Himmelsbeobachtung, zum Abschätzen von Winkeln und Entfernungen. Es war ein Glasplättchen mit feinen Linien, das er vor dem Okular befestigen konnte, ein Vorfahr des Fadenkreuzes (auch genannt Fadennetz oder Strichplatte). Anders als bei heutigen Meßfernrohren zeigte es aber damals kein Kreuz, sondern ein rautenförmiges Netzmuster. Lacaille hatte eines mit eingeätzten Linien, aber es hätte auch in einem weiteren Sinn ein Netz sein können: Bis etwa 1920 benutzte man in Theodoliten ein Fadenkreuz aus Spinnenfäden, denn feinere Linien waren technisch nicht zu bewerkstelligen. Man nahm zu wichtigen Vermessungsarbeiten Spinnen mit, ließ sie vor Ort spinnen und legte frische Fäden auf blankes Glas – der Ingenieur als Spinnenbändiger. Hätte Lacaille das auch so gemacht, gäbe es jetzt sicher ein Sternbild „Spinne" (Aranea). So fiel ihm sein Netz wohl manchmal zu Boden und rollte unter die auch erst kürzlich erfundene, für die Himmelsvermessung unerläßliche Pendeluhr – man muß ja wissen, um wieviel Uhr man welchen Stern beobachtet. Und da liegt das Netz heute noch, unter der himmlischen Pendeluhr (Horologium).

Die himmlische Teekanne

Was waren das für Zeiten! Ich würde auch gern meine Teetasse, meinen Scanner und meinen Adventkalender zu Sternbildern ernennen. Aber das geht leider nicht. Kein Platz mehr. Nicht einmal ein Mondkrater kann man heutzutage mehr werden, die heißen schon alle nach Leuten aus grauer Vorzeit. Wer sich sehr bemüht, wird vielleicht ein Asteroid, wie der Papst (Asteroid Nr. 8661: Ratzinger) oder Harry Potters begabte Mitschülerin (Nr. 121: Hermione). Aber das dauert. Es gibt wahrscheinlich noch etliche Millionen unentdeckte Asteroiden, und wir können uns nicht gut um sie anstellen wie beim Ausverkauf. Wo bliebe die Menschenwürde.

Aber vielleicht passiert ja bald das, wovon Zukunftsenthusiasten seit den 1960ern schwärmen: die zumindest teilweise Auswanderung der überbordenden Menschheit ins All. Mag sein, auf fremde Planeten – bewohnbare, die erst entdeckt werden müssen, oder solche, die wir durch überragende künftige Technologie urbar machen. (Immerhin weiß man ja neuerdings, daß es auf dem Mond mehr Wasser gibt, als man bisher dachte – leider ist es gefroren, und Wasser ist außerdem nur halb so wichtig wie Luft.) Mag sein, in gigantische Raumstationen mit künstlicher Schwerkraft und Atmosphäre, durch deren transparente Außenhüllen Sonnen- und Sternlicht einfällt, so daß der Mensch dort fast so gemütlich lebt wie die Blattlaus im Glashaus. Solche Stationen müßten nur weit genug von der Erde entfernt sein, dann hätte man einen völlig neuen Blickwinkel auf die Sterne, also einen gänzlich neuen Sternenhimmel, und das Sternbildererfinden könnte munter von vorne losgehen wie in prähistorischen Zeiten. Ich kann den neuen Sternatlas schon sehen: Laptop (Gremiale), Handy (Manuphonium), Ipod (Ipodium), Espressomaschine (Cafearium) ...

Das gleiche kann natürlich auch geschehen, wenn wir auf der Erde bleiben; schließlich sind ja alle Himmelskörper einschließlich der Erde in Bewegung, und im Lauf von etlichen Jahrtausenden verändert sich der Sternenhimmel sowieso. Wir können gespannt sein, welches von beiden zuerst passiert.

caru

P.S.:

Wonach dieser Artikel benannt ist? Zeta Reticuli ist der sechsthellste Stern im Netz; ein Doppelsternsystem, dessen Sterne so weit auseinanderliegen, daß man sie mit freiem Auge getrennt sehen kann. (Ist noch nie einer Ihrer Bekannten von den Malediven zurückgekommen mit dem Ausruf: „Wow! Ich habe beide Sterne von Zeta Reticuli gesehen"?) Außerdem leben dort angeblich Aliens, die im September 1961 das Ehepaar Betty und Barny Hill aus Portsmouth (New Hampshire) entführt und wieder zurückgebracht haben sollen. Wenn das keine Überschrift wert ist!

BEFRAGEN SIE DIE STERNE MIT MADAME CRYSTAL!

Fisch

Immerfort gegen den Strom zu schwimmen kostet viel Energie und führt mitunter zum Verlust der gesellschaftlichen Akzeptanz. Sollte Ihnen das herzlich egal sein, sind Sie zu beglückwünschen – achten Sie nur darauf, dass Sie nicht blutrünstigen Geschöpfen zum Opfer fallen, deren Status in der Nahrungskette über dem Ihren liegt. Wenn Sie die Aussicht auf die praktisch unabwendbare Isolation jedoch ängstigt, so empfiehlt es sich, weiterhin den Weg des geringsten Widerstandes zu beschreiten und sich in den Schwarm einzufügen. Die da vorne werden schon wissen, wo's langgeht. Sie werden rasch feststellen, wie einfach das Leben ist! Möglichst unauffälliges Verhalten ist anzuraten, deshalb ist es wichtig, vorbehaltlos alles Ihren Nachbarn gleichzutun, wenn Sie nicht das Schicksal o. g. Kamerad_in erleiden oder sich in Erwartung Ihrer baldigen Exekution im Aquarium eines Fischrestaurants wiederfinden wollen.



Jesus Christus

Dank der prächtigen Fischfangflotte der modernen Industriestaaten sind die Weltmeere leergefischt. Die armen Schlucker, die bisher vom Fischfang gelebt haben, sind ihrer Existenzgrundlage beraubt und beginnen, sich auf lästige Art und Weise bemerkbar zu machen. Jetzt kommen Sie ins Spiel: Es wäre nämlich wieder einmal Zeit für ein kleines Wunder. Angebracht wäre etwa ein ähnliches Werk, wie Sie es damals beim See Genezareth mit großem Erfolg vorgeführt haben. So könnten im Zuge einer Art wundersamen Meerverfischung die Gewässer ohne großen Aufwand wieder mit allerlei Getier aufgefüllt werden, sodass diese Leute und all die Ökofritzen und Müslifresser wieder Ruh' geben; und im Handumdrehen ist alles wieder eitel Sonnenschein! Der Herr Papst wird sich auch freuen. Für Ihre Mühe (als ob es eine solche wäre!) wird er Ihnen sicher gerne ein hübsches Pickerl für die Heckscheibe in Form eines Fischleins zukommen lassen.



FADEN, KNOTEN, ZWETSCHKENKNÖDEL

„Man muss messen, was messbar ist; und messbar machen, was nicht messbar ist."
(Galileo Galilei)

„Wie lautet das Ergebnis?" – „Fünf." - „Fünf was? Zwetschkenknödel?" Wem diese Standardszene des österreichischen Mathematik- bzw. Physikunterrichtes bekannt vorkommt, der_die weiß um die Wichtigkeit der korrekten Maßangabe. Und wer sich von diesem ausgelatschten Knödelschmäh genervt fühlte, sollte bedenken, dass der gesellschaftliche Alltagstrott ohne Messungen nicht zu bewältigen wäre. Ohne Zeitmessung keine Verabredung ergo keine Liebesbeziehungen; ohne Zeit-, Höhen- oder Weitenmessung keine Sportveranstaltungen, deren Abwesenheit das Fernsehen zu langweiligem Kulturkonsum verkommen lassen würde; ohne Temperaturmessung kein Wetterbericht (Gott behüte den auf der Bagger-Homepage!) – und wir würden nicht mehr wissen, worüber wir überhaupt reden sollten. Ganz zu schweigen davon, dass wir nicht mehr aus Fehlern wie Wirtschaftskrisen lernen könnten, da der Wirtschaftsmotor ohne Zahlungsmittel keinen Kraftstoff hätte. Also gäbe es keine Arbeit, nichts zu reden und kein Vergnügen mehr – ein Leben ohne Messen wäre der blanke Horror! Wenn das kein Beweis dafür ist, dass wir unseren Lehrkräften gegenüber etwas mehr Wertschätzung aufbringen sollten ...

Vergleichen, was vergleichbar ist

Noch einmal zurück zum Eingangsbeispiel mit den Zwetschkenknödeln: Eine Messung benötigt sowohl eine quantitative als auch eine qualitative Komponente (Also *wie viel* man *wovon* misst). Für Letztere genügt es allerdings nicht, die *Art* der Messgröße (z.B. Länge) anzugeben – jeder Messwert benötigt einen Referenzwert (die sogenannte *Maßeinheit*). Eine Messung stellt also nichts anderes als einen Vergleich mit einer Maßeinheit dar: Wer etwa eine Länge von fünf Zwetschkenknödeldurchmesser misst, vergleicht somit die gemessene Strecke mit dem Durchmesser eines handelsüblichen Zwetschkenknödels. Allerdings läuft man damit Gefahr, Äpfel mit Birnen (äh Zwetschken) zu vergleichen – bedauerlicherweise werden nämlich nur wenige einen Nutzen aus Ihren Knödelmessungen ziehen können. Es empfiehlt sich hierbei, sich entweder brav an bestehende Konventionen zu halten (schon mal von „Zentimetern" gehört?) oder andere zur Übernahme eigener Konventionen zu bewegen (möglicherweise hilft Ihnen ja die Firma „Iglo" dabei).

Geschichtlicher Einheitsbrei

Nachdem es aber lange genug dauerte, bis man sich länderübergreifend auf ein *einheitliches* System einigen konnte, wird man wohl nur wenig Offenheit für die Einführung einer neuen Längeneinheit zeigen. Im Laufe der Menschheitsgeschichte wurde eine Unzahl an Einheiten in den verschiedensten Regionen der Welt verwendet. Allein für Längenmaße kannte man im antiken Griechenland 14 Einheiten – von *daktylos* (Fingerbreite = 1,85 cm) bis zum *stadion* (= 177,6 m) und darüber hinaus. Dazu unterlagen einzelne Einheiten sowohl regionalen Interpretationen als auch zeitlichen Veränderungen. So wie etwa bei der beliebten Einheit „Fuß": Allein bei den Griech_innen gab es acht Variationen (zwischen 27,5 und 34,8 cm), sodass etwa eine Makedonierin scheinbar jedesmal schrumpfte, sobald ein ionischer Wanderer ihre Körpergröße maß. Im späteren 19. Jahrhundert schwankte der Fuß zwischen zwergenhaften 25 cm in Hessen und stattlichen 43,52 cm in Mailand, bis er sich allmählich auf 30,5 cm einpendelte, welche heutzutage im angelsächsischen Raum noch Verwendung haben.

Die Messrevolution

Den revolutionären Französinnen und Franzosen wurde es schließlich zu bunt – 1791 legten der französische Nationalkonvent das Meter, sprich den zehnmillionsten Teil der Länge eines Erdmeridians zwischen Nordpol und Äquator, sowie auch den Liter und das Gramm samt dezimalen Unterteilungen bzw. Vervielfachungen als gesetzliche Einheiten fest. Erste Tendenzen zu einer Einheitenglobalisierung gab es Ende des 19. Jahrhunderts, als durch die Ausbreitung der Schienennetze überregionale „Eisenbahnzeiten" festgelegt wurden, um Fahrplanverwirrungen zu vermeiden sowie Pünktlichkeit zu gewährleisten (kein Scherz!). Dieser Ironie zum Trotz wurde schließlich 1960 ein umfassendes internationales Einheitensystem, das sogenannte SI-System („Système International d'Unités") beschlossen, welches sieben voneinander unabhängige Basiseinheiten für Länge (Meter), Masse (Kilogramm), Zeit (Sekunde), elektrische Stromstärke (Ampère), Temperatur (Kelvin), Stoffmenge (Mol) und Lichtstärke (Candela) sowie viele daraus abgeleitete sowie ergänzende Einheiten umfasst. Einige *hochkarätige* Einheiten haben allerdings die Qualifikation verpasst – darunter das Karat* und das Krügerl (trotz intensivster Bemühungen). Viele Seebären guckten ebenfalls dumm aus ihren Fischernetzen, da sowohl „Faden" (1,852 m) als auch „Knoten" (entspricht einer Geschwindigkeit von 1000 Faden pro Stunde) keine Berücksichtigung fanden. Schwacher Trost: Dem Zwetschkenknödel ging es auch nicht viel besser ...

Messbar machen ...

„Unmessbarkeit" war für Galilei ein Fremdwort – Messbarkeit ist nur eine Frage der geeigneten Definition sowie des geeigneten (und möglichst genauen) Messgeräts. Während aber ein_e Physiker_in die Sekunde peinlich genau mittels Strahlungsübergängen in Cäsium-133-Atomen bestimmen kann, so gibt es für Ott_ilie Normalverbraucher_in viele Größen, die nur eine Messbarkeit im Bereich Daumen mal π besitzen. Der Messbereich des Glücks geht zum Beispiel vom „Quäntchen" bis zu „unglaublich viel", wobei das Quäntchen mehr mit der Schizophrenie der letzten Rechtschreibreform als mit Quantenphysik am Hut hat. Als vorhergehendes „Quentchen" leitet es sich vom mittellateinischen „quentinus", also vom fünften Teil, ab (fragt sich nur: ein Fünftel wovon? Zwetschkenknödel?). Andererseits würde selbst Galilei staunen, welche Größen bereits ihrer Unmessbarkeit entledigt wurden: Nennenswerte Beispiele sind *Chilischärfe* mit der Einheit „Scoville" (siehe dazu Bagger Nr. 5) und sogar *Gestank* mit der Einheit „Olf" (Herkunft wahlweise von „olfaktorisch" oder vom Namen des Begründers Ole Fanger), welche die Verunreinigung einer erwachsenen Person mit 1,8 Quadratmeter Hautoberfläche in sitzender Tätigkeit bei einem Hygienezustand von 0,7 Bädern pro Tag bezeichnet.

... oder unmessbar lassen?

Böse Zungen könnten wiederum behaupten, Galilei sei (*gemessen* am Eingangszitat) der Urvater des *Rankings* gewesen – welch Ironie, dass gerade er seine berühmten Fallexperimente angeblich auch am schiefen Turm von PISA durchgeführt haben soll. Wohin das Messbarmachen von Unmessbarem führen kann, zeigt der moderne Rankingwahn – so wird etwa Bildung auf eine Messgröße reduziert, um gesellschaftliche Institutionen wie Schule oder Universität einer entindividualisierten Vergleichbarkeit unterziehen zu können. Dabei ist bekannt, dass bereits Schulnoten nur bedingt mit Intelligenz und Weltverständnis gleichzusetzen sind, sondern oft eher von Sympathiewerten oder der Fähigkeit zur unreflektierten Auswendiglernerei abhängen. So wie schon Galilei umfassende Messbarkeit einforderte, wird diese auch heute von einer durch und durch wettbewerbsorientierten Gesellschaft in allen Bereichen verlangt. Finden sich noch letzte Bastionen der Unmessbarkeit, so werden diese zwecks Messtauglichkeit entstellt und so – zumindest im Falle von Bildung – ihres eigentlichen Markenzeichens beraubt. So gesehen stellt sich die Frage, ob es nicht besser wäre, diverse Messgeräte von unmessbaren Dingen fernzuhalten. Und sei es nur aus dem einen Grund, dass dadurch der höhere Sinn der Zwetschkenknödel erhalten bliebe.

pro

---

* Für die Güte von Wortwitzen übernimmt der Autor keine Haftung. Wäre auch sinnlos – oder wissen Sie etwa eine Einheit dafür?

BAGGERS BANKETT

Baggers Bankett

die Kochecke

diesmal: Gut vernetzt ist nichts für Memmen

Brain-, Fast- und Convenience-Food war gestern, „Veggie" sowieso: In volatilen Zeiten wie diesen, Zeiten der Krise und des Umbruchs, ist „nichts, was mal Augen hatte" und „Du Mutti, das arme Tier hat aber auch..." schlicht lachhaft. Wenn Infrastruktur und Versorgung zusammenbrechen, was schon demnächst der Fall sein wird (wie aus gut informierten Insiderkreisen der Illuminati glaubhaft versichert wird), ist handfestes Ignorieren wohlstandsverwahrloster Zimperlichkeit nicht nur Gebot der Stunde, sondern eine Frage des nackten Überlebens. Zeit also, sich auf die seit Jahrtausenden bewährte Tradition des im NETZ gerollten Nierenbratens zu besinnen.

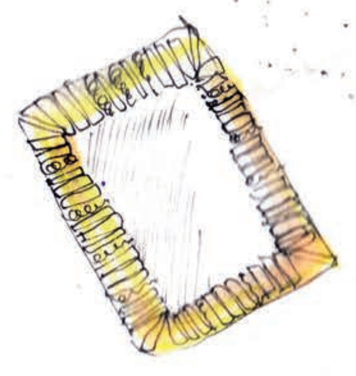
Solange es noch Kälber gibt, empfiehlt sich Kalbsniere, je nach Voranschreiten der Apokalypse kann und sollte aber in weiteren Schritten auch auf Hunde-, Katzen- oder Wellensittichnieren zurückgegriffen werden, mit dem Vorteil der leichteren Portionierbarkeit. Dabei löst man den Nierenbraten aus Knochen und Niere, salzt ihn und legt die Niere der Länge nach in der Mitte auf. Sollte das Fleisch sehr fett sein, kann die Fettschicht nach eigenen Wünschen und Vorstellungen reduziert werden (Obacht: In der Krise ist die Wampe wieder Statussymbol!). Schließlich wird das Fleisch eingerollt und mit einem Küchengarn gebunden, und zwar in Form eines prall gefüllten NETZES, dem G'selchten (oder Rollbraten) nicht unähnlich. Unter mehrmaligem Begießen mit eigenem Saft und Wasser im Rohr ca. 1 1/2 Stunden braten, geschmacklich harmoniert dazu gewürfeltes Wurzelgemüse, das, kurz angeröstet und mit Gemüsebrühe aufgegossen, mitgegart wird. Anschließend den Bratensaft entfetten und mit einem kleinen Stück Butter aufkochen, abschmecken und mit dem aufgeschnittenen Braten servieren. Beilagen? Lächerlich.

Weiterführende Literatur: Time to Eat the Dog? The Real Guide to Sustainable Living von Robert & Brenda Vale, kürzlich erschienen bei Thames & Hudson, London.

mo

sieben auf einen streich

Bastelseite für tapfere Schneiderlein



nudelrahmen

zeitungspapier, nudeln, spray, heißklebepistole, karton, handwerkliches geschick & etwas geduld

penne, hörnchen, fusilli im nicht gekochten zustand! auf einen bereits zugeschnittenen kartonrahmen kleben, mit einem gold- oder silberspray ansprühen, trocknen lassen, foto/bild dahinter. fertig.

ungeknüpftes freundschaftsband

karton, schere, buntes garn

kartonkreis ausschneiden, 16 mal einschneiden, in der mitte ein 1 cm großes loch stechen, 8 fäden (ca. 30 cm lang) am anfang und nach 5 cm zusammenknoten, fadenstrang durch das loch fädeln, fäden bei jedem 2. schlitz einklemmen, im uhrzeigersinn die fäden immer in den leeren schräg gegenüberliegenden schlitz befördern. am „kartonrad" drehen und dasselbe faden für faden wiederholen ...

...lang genug? dann aus der verankerung lösen, verknoten und nach 5 cm nochmals.



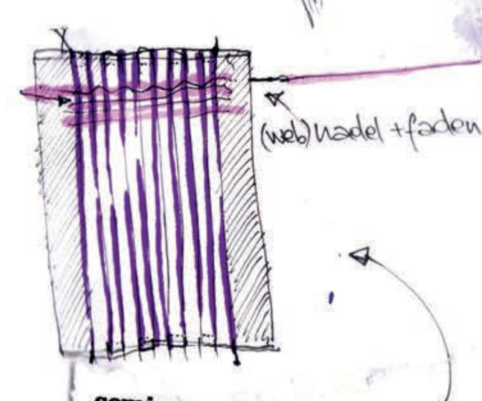
bon bommeln

karton, schere, wolle

zwei kartonringe ausschneiden mit wolle umwickeln bis der faden nicht mehr durch das immer kleiner werdende loch passt ... schere ergreifen, wollumwicklung zwischen den beiden kartonringen aufschneiden. wollfaden nehmen, zwischen den kartonringen die abgeschnittenen wollstückchen fest zusammenbinden.

kartonringe entfernen. bommeln.





semiprofessionelles kartonweben

karton, schere, wolle/garn, (web)nadel, eventuell lineal

karton oben genauso oft wie unten, in möglichst regelmäßigen abständen, (deswegen lineal) einschneiden. wolle spannen,

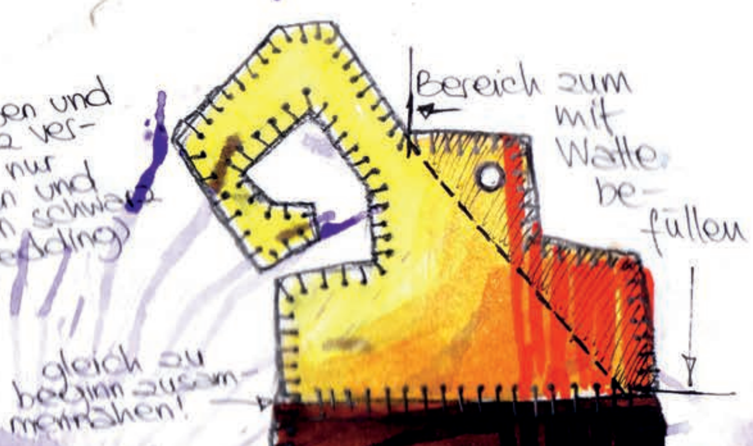
nadel einfädeln, faden drüber, drunter, umdrehen, ...

filz-bagger schlüsselanhänger

nadel, faden, schere, filz*, watte

vorlage ausschneiden, auf den filz pausen, 2mal aus dem filz schneiden, mit nadel und faden am angezeichneten rand zusammennähen ...

mit watte befüllen, oberen teil noch zusammennähen und ab auf den schlüsselbund!





netzlampe

luftballon, puste, bunte/s wolle/garn, tapetenkleister (+ wasser), pinsel, nadel

kleister herrichten, luftballon aufblasen, (noch nicht abgeschnittene) wolle rundum den ballon wickeln, mit dem in-kleister-getauchten pinsel die fäden am ballon „ankleben". oben ein loch frei lassen, damit die glühbirne noch durchpasst! kleister trocknen lassen, nadel nehmen, luftballon anstechen, luftballon aus dem netzball fischen.
* beim freigelassenen loch eine schnur von einem zum anderen „ufer" spannen, damit die glühbirne und die aufhängung fixiert werden kann. fertig.

netzweihnachtsgeschenkverpackung

geschenk, obst/gemüse-netz, geschenkband

ganz viel obst und gemüse kaufen (ist gesund) am besten in netzen. damit kann man nämlich geschenke verpacken ...

gibts in den trendigsten farben: zitrone, limette, orange, kartoffel, zwiebel, knoblauch, etc. ...

bei fragen mail an: farbtupfer@gmx.at

LEISTUNG VERPFLICHTET ...

... Studenten und Begabtenförderungswerke zu was?

Leistung muss sich wieder lohnen – so lautet ein oft gehörter Wunsch, der nun in einer neuen Offenheit auch von (hoch) begabten (deutschen) Studierenden fordernd an Stiftungen und Begabtenförderungswerke herangetragen wird. Doch was können diese Einrichtungen bieten, was fordern sie und wem nutzt eine Aufnahme ins wissenschaftliche Netzwerk?

Vorweg: Der Verfasser ist befangen und will dies auch gleich anfangs bekennen. Befangen, weil er in seinem Studium seit dem Vordiplom (vielseitig und großzügig) geförderter Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes war. Für diese Förderung gebührt der Stiftung aufrichtiger Dank. Dennoch ist kein Werbeartikel auf „die einzig wahre“ Stiftung zu erwarten, sondern ein differenzierter Blick eines Informierten auf eine im Oktober 2009 in der „Zeit“ aufgefundene Kontroverse.

Die Kontroverse

Es empörten sich einige Autoren und Verfasser von Leserbriefen, dass in den bundesdeutschen Stiftungen, die überwiegend parteipolitisch orientiert sind (mit Ausnahme der schon erwähnten Studienstiftung, die sich der weltanschaulichen – letztlich wissenschaftsförderlichen, weil weite Perspektiven ermöglichenden – Neutralität verpflichtet hat), gerade *die* gefördert werden, die sowieso schon „haben“.
Gemeint sind: Kinder aus gutbürgerlichem Haus, deren Eltern (häufig selbst Akademiker) einträgliche Posten bekleiden. Zwar haben dann diese Stipendiaten keine üppigen finanziellen Zustiftungen mehr zu erwarten, sondern beziehen lediglich ein vom Elterneinkommen unabhängiges (letztlich verwendungsfreies) „Büchergeld“ in Höhe von 80 Euro pro Monat. Doch sie sind „drin“ im Netzwerk und können sich (Geschick und Gespür sowie fortdauernde gute Leistung vorausgesetzt) „bedienen“. So bieten die Stiftungen ja nicht nur Geld, sondern auch ideelle Förderung, die sich z.B. in (entgeltfreien) Sprachkursen und alljährlich stattfindenden (mehrwöchigen) „Sommerakademien“ (mit oftmals überdurchschnittlich engagierten Dozenten) manifestiert.
Darüber hinaus hat fast jede Stiftung ihr „Alumni-Netzwerk“, in dem ehemalige Stipendiaten kontaktiert werden können – sei es zu wissenschaftlichen oder karrieristischen Zwecken, schon oft waren auf diesem Weg angebahnte Praktika „Steigbügel“ hin zu guten Positionen. Oder sie könn(t)en es zumindest sein.

Unmöglicher Einstieg?

Und all diese Annehmlichkeiten und Hilfestellungen entgehen – so die derzeitige öffentliche Kritik – den besonders förderungsbedürftigen Leistungserbringern aus sozial schwächeren Hintergründen. Denn auch wenn der Zugangsmodus objektiv (und) nicht benachteiligend ist, so schaffen es v.a. die 1,0-Zöglinge aus der Mittelschicht durch den Dschungel der Auswahlverfahren. Um zu einem solchen Aufnahmetest überhaupt zugelassen zu werden, braucht man in der Regel gute Kenntnis von den Stiftungen und ein Professoren- oder zumindest Lehrer-Gutachten, sehr gute Schul- und Studienleistungen und einen überzeugenden engagierten Lebenslauf. Hat man Pech und besucht eine (unter-)durchschnittliche Schule mit uninformierten Beratungslehrern, dann ist eine Komplettförderung über das ganze Studium hinweg von vornherein verunmöglicht – weil man frühestens zur Studienmitte bei ausgezeichnetem Vordiplom automatisiert von der Studienstiftung (und nur von der) angeschrieben und zur Bewerbung aufgefordert wird.
Alle anderen Stiftungen setzen auf den Weg: Selbstrecherche und Offensivbewerbung mit Hochschullehrergutachten. Auch das muss man wissen. Sagen tut es niemand, Plakate gibt es wenige und „student point“ ist leider nicht gleich „high potential's help“. Wer die Zustände der Lehrenden an Universitäten kennt, braucht sich auch nicht wundern, dass die mindestens habilitiert sein müssenden Dozenten vom Eigenvorschlagsrecht selten Gebrauch machen: Wen kennen sie (letztlich) gut genug, um ihn schließlich welcher (politischen) Stiftung zuzutragen?

Unfaire Hearings?

Kommt der unverhältnismäßig glückliche kleinbürgerliche Hochbegabte doch bis zum Auswahlverfahren, dann kommt laut „Zeit“ schon die nächste Benachteiligung auf ihn zu: Referat und Gruppendiskussion kann er wahrscheinlich ebenso wie das Fachprüfungsgespräch gut absolvieren – nicht aber das persönliche Gespräch. Denn dort vergewissert sich ein Mitglied der Kommission der persönlichen Eignung, befragt zu Lebenslauf und Interessen – aber (unfairerweise?) auch nur allzu oft zu Lektüre und Kunstgeschmack. Und hier könnte die mangelnde Geläufigkeit in den klassischen bildungsbürgerlichen Themenkreisen zum Verhängnis werden, außer ein Geisteswissenschaftler wird gerade geprüft.
Der löbliche Anspruch, Universalbildung zu fordern und zu fördern, hat seinen Pferdefuß: Natur- und Rechtswissenschaftler sollen zeigen, dass sie auch in den schönen Künsten fit sind (warum lesen sie nicht alle Schwanitz' „Bildung. Alles was man wissen muss“?) – die Kulturwissenschaftler fragt niemand zu Paradigmenwechsel in Physik, Medizin und VWL. Der Ruf „Benachteiligung“ kommt nicht ganz zu Unrecht: Im großbürgerlichen Haus herrscht ein anderes Lern- und Bildungsprogramm als bei den „Underdogs“.
Deren Leistungen erwachsen „trotz“ ihres Umfelds – im Gespräch müssen sie trotz dieses „overachievements“ noch weitere schichtuntypische Kulturkenntnisse und Fertigkeiten aufweisen, um auf Anhieb zugelassen zu werden – in die „Elitenförderung“. Hinein darf nur, wer eh schon (kultur-) formvollendet ist, so die Kritik. Und da geht's dem Ansuchenden mit theateraffiner Mutter und die „Zeit“ lesendem Vater natürlich besser als dem Spross der Hartz IV- Empfänger. Bei allen Gesprächen wird die Gretchen-Frage „Sag, wie hältst du's mit der Kultur?“ freilich nicht gestellt – und oft kann ein euphorischer Bericht eigener Projekte das Gespräch kandidatendienlich beeinflussen, doch etwas ungereimt bleiben die Selektionsmechanismen für die Außenstehenden doch. Also eine Quotenregelung als Ausweg? Damit können sich die Generalsekretäre der Stiftungen nicht anfreunden – zu Recht. Denn schlagartig den Spieß umzudrehen und nicht mehr auf die Verzahnung von „Leistung, Initiative und Verantwortung“ zu achten, sondern nur mehr die Herkunft als Gütesiegel zu wählen, erscheint (zu) wenig Perspektiven eröffnend. Denkbar wäre jedoch eine stärkere Betonung des vor (und auch nach) Aufnahme zu erbringenden gesellschaftlichen Engagements – wider eine stipendiatische Selbstbedienungsmentalität ohne Leistung (außer der selbst weiterbringenden fachlichen).

Unbedachte Nebenfolgen

Nun noch ein kleiner Nachsatz zum Zusatznutzen dieser Einrichtungen auf psychischer Ebene: Es ehrt und freut jeden (jungen) Menschen herausragend zu sein. Das Gefühl, aufgrund eigener Fertigkeiten in einem renommierten austauschintensiven Cluster dabei zu sein, ist ein durch und durch gutes und verleiht (gerade bei als „chancenlos“ verschrienen Studienfächern) Optimismus.
Jedoch sollte jeder Aspirant auch die Tücken dieser (mentalen) Verbindung bedenken: Leistung wird eine immer wichtigere Dimension des Lebens (v.a. solange die Aufnahme nicht „endgültig“ ist), der Selbstanspruch wächst stetig (v.a. hinsichtlich nun leicht erreichbar erscheinender, gut dotierter Jobs, aber ggf. auch bei der Frage „Wie gebe ich das Empfangene der Gesellschaft zurück?“) und die stipendiatische Vergleichsgruppe schläft nie, sondern leistet auch stetig Überdurchschnittliches, was der eigenen Selbstzufriedenheit und (inneren) Bodenhaftung schaden kann. Besonders, wenn nach dem geglückten Studium die Krise statt des Promotions-/Traineeprogramms wartet und man ob der für (sicher) möglich gehaltenen Höhenflüge umso tiefer fällt.

lr



Abonnieren!
Durch eine Fördermitgliedschaft bei zEuS (Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft) ab 15 Euro unterstützen Sie den armen Bagger und bekommen ein ganzes Jahr jede Ausgabe druckfrisch nach Hause zugestellt.

Entweder über unsere Homepage Kontakt aufnehmen (http://derbagger.org/abo) oder einfach den gewünschten Betrag an folgendes Konto überweisen und als Verwendungszweck (oder per E-Mail) Name und Zustelladresse angeben.

Verein für Diversität in der Medienlandschaft
Jörgerstraße 23/4, 1170 Wien

Konto-Nr: 289 147 43 800
BLZ: 20111
Bank: Erste Bank
IBAN: AT402011128914743800
BIC: GIBAATWW

Kontaktieren!
Unter redaktion@derbagger.org nehmen wir uns all Ihre Anregungen zu Herzen.
Die Artikel aller Ausgaben, einiges andere und die Möglichkeit, Stellung zu nehmen, gibt's auch im Netz: www.derbagger.org.

Inserieren!
Auch in der nächsten Ausgabe können Sie wieder Ihr Werbeinserat im Bagger schalten. Unsere Mediadaten finden Sie unter http://derbagger.org/files/mediadaten.pdf.

Für Rückfragen sind wir selbstverständlich jederzeit unter inserate@derbagger.org erreichbar.



Aktueller Vorverriss

Damit Sie heute schon wissen, was Sie sich morgen nicht ansehen sollten.

~~Don't~~ Look back in Schadenfreude!

Was haben der gemeine Kritiker sowie die gemeine Kritikerin gerne? Recht! So wollen wir nun einen kleinen Rückblick auf die Produktionen des letzten Jahres wagen, vor denen an dieser Stelle bereits gewarnt wurde, und befragen bekannte Edelfedern und Giftspitzen des deutschsprachigen Feuilletons zu ihrer Meinung, um noch einmal zu bekräftigen, was ihr nicht verpasst habt und wie (ungemein) Recht der Vorverriss doch hatte.

Beginnen wir doch bei *Macbeth* im Akademietheater (siehe Bagger No. 8). Für Technikpannen kann man einer Inszenierung in den seltensten Fällen Schuld geben. Müssen wir auch gar nicht, dafür gibt's einen Regisseur und dieser wurde bei der Premiere auch heftig ausgebuht und „gepfiffen. Nicht wegen der passierten technischen Missgeschicke, sondern weil diese „Readers-Digest-Shakespeare-Show" zum „Schnarchen langweilig", voller „fahler Figuren" und „peinlicher Pointen" sei, oder wie es der Pohl von der Standard formulierte, eine „aus den gedankenvollsten Shakespeare-Versen öde herausgepresste Schwund- und Plumpform eines Königsdramas", die „gar niemals die Chance besaß, zu verfinstertem Leben zu erwachen". Donnerworte, die runtergehen wie Öl.
Die Reifeprüfung (ebenfalls Bagger No. 8), für die Bühne adaptiert und vom Volkstheater aufgeführt, bescherte dem Hauptdarsteller Claudius von Stolzmann eine Nominierung für den Theaterpreis Nestroy. Was braucht ein verhärmter Rezensent mehr, um sich wohlig in der Schlammmulde der eigenen Treffsicherheit zu suhlen! Aussagekräftiger als jegliche Vernichtung durch Sueddeutsche, Zürcher Zeitung und Theater heute zusammen ist die Partizipation bei diesem „heuer zu Recht im Zirkuszelt veranstalteten" Event (im dunkelsten Sinne des schlimmen Wortes).
Das Lachsblatt bestätigt uns einmal mehr, denn die Aufführung bleibe „eine nette sachliche Nacherzählung", die in der zweiten Hälfte „schwer nachvollziehbar zusehends ins Klamaukhafte" kippe. und sich „in eine x-beliebige, gar romantische Komödie" auflöse.
Auch Nestroys *Talisman* im Theater in der Josefstadt hat uns nicht enttäuscht. Diejenigen, die es entgegen der begründeten Warnung aus dem Bagger No. 9 gesehen haben, berichteten: „Am meisten stört das schreckliche Forcieren der Darsteller." „Viel zu hyperaktiv", „groteske Fehlbesetzung"; ersparen wir uns den Rest, zu zynischerletzt sei nur festgehalten: „Das Premierenpublikum wirkte dennoch angetan."
Selber Bagger, selbes Theater, anderer Spielort: Daniel Glattauers *Gut gegen Nordwind* in den Kammerspielen.
Die Fischzeitung nörgelt zwar ein wenig über die konventionelle Form der Inszenierung, aber sonst ist natürlich alles supi (kommt doch Redakteur Glattauer alias Covermodel *dag* zwischen Promotionstourneen für seine belletristischen Werke immer wieder zum Tagesbrotjob zurück – darob ihm nicht ans Bein gepinkelt werden sollte).
Unvoreingenommenere Medien gibt es in diesem Fall wohl kaum, so ätzt beispielsweise die böse Stiefschwester von der Standard, die Presse: Michael Kreihsl habe so „ansprechend, modisch und glatt inszeniert, wie die Geschichte ist".
Was den Vorverriss zum Sommerloch in der Bagger No. 10 angeht, so wäre allein die noch ein singuläres Mal erfolgte Erwähnung von Sommertheater der Werbung zu viel.
Schlussendlich wird es zu der mit so viel Hingabe unsererseits bedachten Posse namens *Ära Hartmann* am Burgtheater (Bagger No. 11) auch in Zukunft noch zu viel zu hadern, zetern, fluchen und schadenfreuen geben, noch so viel Schönes, und wenn wir Schönes sagen, meine ich selbstverständlich Böses, zu schreiben geben, dass wir es hiermit gut sein lassen. Ach ja, und froh sind wir natürlich auch, dass Linz 09 nun bald wieder Platz macht für Kultur in Linz.

bri

Theater

NÄCHSTE HALTESTELLE „HADES"

Was die Welt im Inneren zusammenhält – über Martin Kippenbergers weltumspannendes U-Bahnnetz.

Hades

Was wäre, wenn die Endstation der U3 Richtung Nordwesten nicht wie in gewohnter Weise „Ottakring" anzeigt, sondern direkt nach „Dawson City" in Kanada führt? Was, wenn die U2 anstatt „Stadion" die Insel „Syros" in Griechenland als Endstation hat? Wien als Tor zu anderen Metropolen, als wahre Weltstadt? Die entsprechenden U-Bahnein- bzw. -ausgänge sind längst vorhanden. Einzig die Verbindung fehlt ...
Der Künstler Martin Kippenberger spielt in seinem Projekt „Metro-Net" mit ebendieser Vorstellung eines weltumspannenden U-Bahnnetzes. Als reale Komponenten des künstlerischen Projektes baute er 1993 seinen ersten U-Bahneingang – in Syros. 1995 wurde in Dawson City ein U-Bahneingang installiert, zwei Jahre später auf dem Gelände der Leipziger Messe. Der Bau orientierte sich dabei an den jeweiligen architektonischen Gegebenheiten: Gebaut wurde mit Materialien der Region. Eine möglichst genaue Imitation der baulichen Strukturen vor Ort sollte die U-Bahneingänge genauso beiläufig und selbstverständlich erscheinen lassen wie „echte" U-Bahneingänge in den Metropolen dieser Welt.
Auf den ersten Blick fügen sich die Eingänge nahtlos in ihr Umfeld ein, werden zu einem unaufgeregten Teil des Alltags, der nur allzu leicht übersehen werden kann. Erst auf einen zweiten Blick, spätestens beim versuchten tatsächlichen Begehen-Wollen, stellt sich die Irritation ein: Die U-Bahneingänge führen ins Nirgendwo, stecken als blinde Zugänge im Boden fest – was im Untergrund passieren könnte, öffnet den Raum zur Imagination. Eine direkte Verbindung Dawson City - Wien ist so ebenso vorstellbar wie der Eingang in Griechenland als Tor zum Hades ...

Eingang Graz


Eingang Cornwall

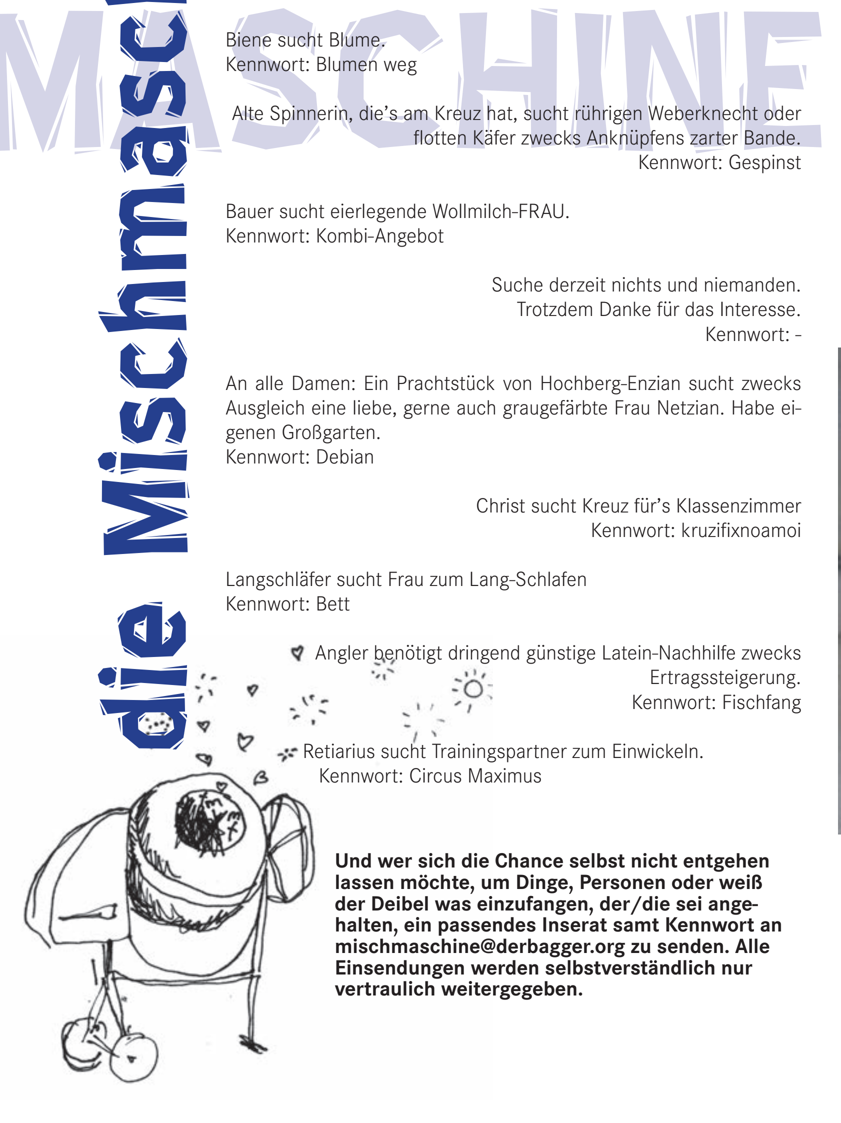
Zusätzlich plante Kippenberger stationäre Lüftungsschächte in der Normandie und in Tokio, die vom Tonband abgespielte U-Bahngeräusche hörbar und warme Luftströme spürbar machen sollten. Auch hier war eine möglichst alltagsgetreue Wiedergabe Teil des Konzeptes – je beiläufiger sich die Installationen in die Alltagswelt einfügten, umso näher kam dies Kippenbergers Projektverständnis.
Die Laute einer vorbeifahrenden U-Bahn aus den Ventilationslöchern simulieren Mobilität, verweisen auf die Funktionsfähigkeit des öffentlichen Transportsystems. Im Falle Kippenbergers einer scheinbaren Funktionsfähigkeit, die besonders dann als vorgetäuschte augenscheinlich wird, wenn Lüftungsschächte in Gegenden auftauchen, die weit entfernt von U-Bahnnetzen sind: am Land, im Wasser, in einem Garten – oder wo auch immer Kippenberger sein Metro-Net erscheinen lässt.
Leider sind viele Pläne und Zeichnungen Kippenbergers nie realisiert worden, da er im Alter von nur 44 Jahren 1997 an den Folgen seines übermäßigen Alkoholkonsums starb. Etliche Kuratoren entwickelten zwar seine Metro-Net-Idee teilweise weiter, vermeintlich im Sinne Kippenbergers – die posthumen Ermächtigungen über Kippenbergers Werk und seine Umsetzung hatten aber mit Kippenbergers Konzept der Alltagsirritationen meist wenig zu tun.
Noch ist Martin Kippenbergers Konzept eines weltumspannenden U-Bahnnetzes Imagination. Doch aus einer Vorstellung kann ganz leicht Wirklichkeit werden oder nach Martin Kippenberger:

„Heute denken
morgen fertig."

ger

Lüftung Rom

Aufgang Benares



Sie sehnen sich nach der Liebe des Lebens? Sie haben oder brauchen Dinge, die sonst niemand besitzt? Kein Problem, denn unserer Mischmaschine geht alles ins Netz. Sie erzeugt dabei jedoch keineswegs durcheinandergewürfelten Mischmasch, sondern führt zielsicher zum gewünschten Sub- oder Objekt. Also, stöbern, Volltreffer landen und überglücklich eine E-Mail an mischmaschine@derbagger.org samt betreffendem Kennwort senden!

Biene sucht Blume.
Kennwort: Blumen weg

Alte Spinnerin, die's am Kreuz hat, sucht rührigen Weberknecht oder flotten Käfer zwecks Anknüpfens zarter Bande.
Kennwort: Gespinst

Bauer sucht eierlegende Wollmilch-FRAU.
Kennwort: Kombi-Angebot

Suche derzeit nichts und niemanden.
Trotzdem Danke für das Interesse.
Kennwort: -

An alle Damen: Ein Prachtstück von Hochberg-Enzian sucht zwecks Ausgleich eine liebe, gerne auch graugefärbte Frau Netzian. Habe eigenen Großgarten.
Kennwort: Debian

Christ sucht Kreuz für's Klassenzimmer
Kennwort: kruzifixnoamoi

Langschläfer sucht Frau zum Lang-Schlafen
Kennwort: Bett

Angler benötigt dringend günstige Latein-Nachhilfe zwecks Ertragssteigerung.
Kennwort: Fischfang

Retiarius sucht Trainingspartner zum Einwickeln.
Kennwort: Circus Maximus

Und wer sich die Chance selbst nicht entgehen lassen möchte, um Dinge, Personen oder weiß der Deibel was einzufangen, der/die sei angehalten, ein passendes Inserat samt Kennwort an mischmaschine@derbagger.org zu senden. Alle Einsendungen werden selbstverständlich nur vertraulich weitergegeben.



HIER & JETZT

Unterwegs mit Nils Koppruch

Nils Koppruch hat mit seiner Band Fink, die sich nach mehreren Umbesetzungen 2005 endgültig aufgelöst hat, ein paar der für mich prägendsten Alben der deutschsprachigen Musiklandschaft geschrieben. Mit ihrer Mischung aus Folk, Rock und Country haben sie dabei einen Liederberg erarbeitet, der sowohl textlich als auch musikalisch für mich alles überstrahlt, was die Hamburger Schule jemals hervorgebracht hat. Anfang Oktober hatten ich und Hans (das trojanische pferd) die Ehre mit ihm auf eine kleine Tour zu gehen. „Hier & Jetzt" ist diesmal also ein kleiner Erlebnisaufsatz aus der Perspektive eines Menschen, der vom Fan zum Kollegen wurde.

Aber Vorsicht: Der Artikel ist sehr, sehr subjektiv ausgefallen und liest sich eher wie ein Tourtagebuch, und man erfährt fast mehr über den Autor als über den, um den es eigentlich gehen sollte. Mir ist nämlich beim Schreiben des Artikels bewußt geworden, daß ich den Inhalt privater Gespräche nicht ohne weiteres abdrucken kann, und daher habe ich mich umso mehr auf meine eigene Wahrnehmung berufen. Egozentrisch also. Um das ganze trotzdem lesenswert zu machen, hab ich immerhin versucht einigermaßen selbstkritisch zu sein ...

Ich habe Fink zwei Mal live gesehen. Das erste Mal am 20.5.2001 im B72. Ich war damals 18 und wollte Nils im Anschluß ans Konzert unbedingt anquatschen. Im Zuge dessen hab ich mir das damals gerade erschienene rote Album signieren lassen und damit die Begegnung nicht gleich wieder abreißt, hab ich ihn was gefragt. Das ist mir heute noch peinlich, aber gerade deshalb möchte ich es erwähnen. Ich habe ihn damals allen Ernstes gefragt, ob er Dirk von Tocotronic (dessen „Sie wollen uns erzählen" er auf dem unerreichten „Loch in der Welt" Album gecovert hat) auch wirklich persönlich kennt ... Uiuiui. Es gibt wohl nur wenig Blöderes, als sich bei jemandem nach einem sehr guten Konzert über dessen super-coolen Label-Kollegen zu erkundigen. Vor dem Hintergrund der Tatsache, daß die Tocos zu genau jener Zeit bei Lado auch finanziell groß abgegangen sind, während andere Bands des Roosters vom Label eher stiefmütterlich behandelt wurden, ist die Frage doppelt bescheuert und außerdem kennt in Musikerkreisen ohnehin jeder jeden. Das alles war mir damals nicht bewußt. Ein zweites Mal habe ich Fink am 27.9.2001 im Linzer Posthof gesehen und dort klugerweise meinen Mund gehalten. Vorband waren damals übrigens die blutjungen Popserver, deren Sänger Rene Mühlberger heute bei Velojet spielt und mit mir in einer WG wohnt, was sich ohne dieses Konzert wahrscheinlich nicht ergeben hätte. So schließt sich der Kreis. Zurück zu Nils Koppruch:

Er landet am 1.10.2009 sehr früh morgens in Schwechat und daher ist Zeit für eine Wienführung. Bis ihm die Füße bluten. Wirklich. Das Fußbett des Schuhs hatte sich gelöst, und ein paar kleine Nägel hatten sich in seine Ferse gebohrt. Er borgt sich Schuhe von einem Mitbewohner, und wir machen uns auf den Weg in Richtung Augarten zu einem Interview auf Radio Orange. Im Anschluß Schuhkauf. Dann ins Gasthaus Vorstadt. Die Konzerte waren ziemlich gut, glaub ich. Jedenfalls ist uns das Publikum wohlgesonnen. Eddie Cooney und sein Bruder waren extra für den Abend aus London angereist, und drum war es uns an dem Abend besonders wichtig, nicht an die Wand zu fahren. Hat also gepaßt. Am Abend ist Hans glaub ich gefahren, und ich hab mich etwas gehen lassen. Naja.

Am zweiten Tag haben wir die weiteste Strecke vor uns: von Wien nach Wörgl. Ein sehr charmanter fast noch spätsommerlicher Tag. Die sich verfärbenden Blätter ziehen an uns vorbei, wir hören und diskutieren die neuen Alben von Element of Crime (Sven Regener spielt auf einigen Fink-Stücken Trompete) und Ja, Panik. Außerdem die erste Platte von Konstatin Wecker, Sky Valley von Kyuss, die Roughmixe des kommenden Velojet Albums „Heavy Gold", bei dem Hans und ich ein bisserl mitgebastelt haben, und die ewige Nr. 1 in Sachen trojanischer Toursoundtrack: „Mach et einfach" von Icke & Er. Nils liest auf der Rückbank den Spiegel. Wir kommen trotz Trödlerei einigermaßen pünktlich zum Soundcheck. Dabei aber streiken ein Kabel und ein Effektgerät, und außerdem hat die Buchse meiner akustischen Gitarre schon seit längerer Zeit einen Wackelkontakt. Ich bin ziemlich scheiße drauf, finde keine gute Einstellung für meine Gitarren und Nils und Hans geben mir zu verstehen, daß mein nervöses Herumnesteln äußerst unprofessionell ist. Ist es auch. Ich hab in meinem Leben insgesamt vielleicht 50 Gigs gespielt, Hans ein Vielfaches und Nils ein Vielfaches Vielfaches. Diese Kluft zwischen den erfahrenen Musikern und mir als Spätberufenem wird mir schmerzlich bewußt. Das Catering ist dann sehr gut, und meine Laune bessert sich einigermaßen. Unser Konzert wird dann mittelmäßig. Hans ist im Anschluß genervt, weil ich beim Konzert teilweise unnachvollziehbar den Rahmen der Lieder verlassen und rumgeschrieen hab. Das mach ich immer, wenn ich nicht weiß, ob das Publikum versteht, was wir machen. Trotz. Grundsätzlich aber ist die Sito-Bar sehr in Ordnung und ganz besonders der Veranstalter. Um die Spannungen des Abends einzuebnen, reizen wir das Freibierkontingent gründlich aus und geben uns am Hotelzimmer den Rest. Vieles von dem, was wir an diesem Abend von uns geben, kann hier nicht abgedruckt werden, und an den Rest kann ich mich nicht mehr wirklich erinnern.

Am dritten Tag bin ich ziemlich fertig und froh, daß Hans fährt. In Salzburg werden wir ebenfalls sehr gut bekocht. Es gab in der Arge getrennte Backstageräume für die beiden Säle, in denen das „Hausfest 4" ausgetragen wird. Die Konzerte sind ganz gut gewesen, glaub ich. Jemand spricht mich ganz begeistert an und meint in einem Nebensatz, er hätte unser Album bereits vielen Freunden kopiert. Ich denk mir: „Fick dich!", sag es aber nicht, weil ich weiß, daß ich beispielsweise schon mehr als eine Kopie von „Loch in der Welt" in Umlauf gebracht habe. Das Bier wird knapp, und ich hole Nachschub vom anderen Backstageraum, wo die Mediengruppe Telekommander einen auf supercool macht (live waren sie trotzdem sehr gut, muß ich sagen). Wir trinken noch ein paar Bier mit den sehr freundlichen Schweden von Boy Omega, deren Konzert ich anfangs mau und gegen Ende dann sehr gut fand. Hans und Nils sind am Weg ins Hotel von ein paar Salzburgern aufgehalten worden und noch versumpft. Ich bin ins Bett, weil ich am nächsten Tag zum Nach-Hause-Fahren eingeteilt war.

Am vierten Tag haben wir Nils noch schnell zum Bahnhof gebracht (er ist dann von München zurückgeflogen), und ich bin beim Fahren auf der A1 kurz eingenickt, ein-zwei Sekunden später aufgeschrocken, und mein Herz hat sich überschlagen. Zum Glück nicht der Wagen.

P.S.: Hans hat neulich bei drei Stücken von Nils' kommendem Album (Arbeitstitel: „Caruso") Cello-Spuren eingespielt. Das gute Stück wird im Sommer 2010 erscheinen. Ein paar der neuen Songs hat Nils auf der Tour schon gespielt, und ich fand sie allesamt großartig. Seine durchgetretenen Stiefel stehen übrigens immer noch im Gang, seh ich grad. Morgen räum ich auf.

wein

CHAOS MIT KALKÜL

Mit „tell no lies, claim no easy victories" feiert die Jazzgalerie Nickelsdorf das 30-jährige Bestehen ihres Festivals für zeitgenössische Improvisationsmusik – der „Konfrontationen".

Eins vorweg: Man muss Namen wie Clifford Thornton, Joëlle Lèandre oder Evan Parker nicht kennen, um dieses Buch mit Mehrwert zu lesen. Man braucht nicht viel von Free Jazz zu wissen, um zu verstehen, dass es hier um mehr geht als um die genannten MusikerInnen und um improvisierte Musik. Vielmehr handelt es sich bei der im Eigenverlag veröffentlichten Publikation selbst um eine Improvisation, die, wie der Free Jazz, vor allem eins verlangt: sich darauf einzulassen. Ist man erstmal dazu bereit, kann man dann allerdings eine ganze Menge über Thornton und unzählige andere große MusikerInnen erfahren, die in den letzten drei Jahrzehnten im Rahmen der Konfrontationen im kleinen burgenländischen Grenzort Nickelsdorf gespielt haben.

Aber eben nicht nur: Man liest auch von der Black-Panther-Bewegung, politischen Jazzfestivals im Rumänien Ceauşescus, von Wein und Wasser, der Geographie des Konzertlebens, dem kap-verdischen Unabhängigkeitskämpfer Amílcar Cabral, vom Einfluss von Musik, Literatur und anderen Künsten auf Denken, Fühlen und Handeln ebenso wie von emanzipatorischen Projekten und Bewegungen in den USA, Frankreich und anderswo. Die Improvisation macht dabei auch vor Sprache(n), Interpunktion und Themenwahl nicht Halt: Grenzen werden im Grenzort offenbar nur wahrgenommen, um sie hinter sich zu lassen.

„*L'improvisation ne s'improvise pas*": So steht es zumindest auf der Rückseite des Buches. Eines verrückten Buches. Eines verrückten Buches, im positiven Sinne, wie alles Verrückte, das ein Nichtanerkennen des Festgefügten ist – und das in Zeiten der alles umfassenden und durchdringenden Verbetriebswirtschaftlichung der Welt. Die Improvisation improvisiert man nicht? Die Jazzgalerie Nickelsdorf schon. Aber wer 30 Jahre lang zeitgenössischer Musik von höchster Relevanz eine (Festival-)Bühne bietet, darf das – auch in Buchform.

mo

Buch:

Hans Falb/Philipp Schmickl (Hg.): tell no lies, claim no easy victories. Selbstverlag, Nickelsdorf: 2009. Erhältlich unter: www.konfrontationen.at.

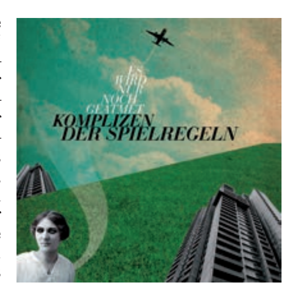
Musik

Mob – Mich kriegt ihr nicht (Problembär '09)



Das Wort „schön" ist im Zusammenhang mit Musik ja etwas verrufen. Es ist zur Mode geworden, Lieder bei der Aufnahme mit unerwarteten Splittern zu versehen, die Lieder nach dramaturgischen Gesichtspunkten umzufärben. Nicht so bei Mob. Auf ihrem Debutalbum stehen die Lieder für sich und wurden weder unternoch überproduziert, sondern schlicht festgehalten. Raphael Sas oszilliert dabei textlich zwischen Anklage und Selbstbezichtigung. In jedem Fall geht er gern hart ins Gericht und vergißt dabei nicht auf sich selbst und rüttelt auch mal gern am Watschenbaum (wie im besonders großartigen „Schlag Dich"). Er ist dabei aufrichtiger als viele seiner KollegInnen, weil er meist konkret bleibt und auch sonst von den üblichen Immunisierungen und Verwischungen nur wenig Gebrauch macht. Lieder und Texte sind weitgehend linear und daraus leitet sich eben auch das oben angeführte „schön" ab. Durch und durch runde Lieder. Das Nachfolgealbum wird übrigens schon im Sommer 2010 veröffentlicht.

Komplizen der Spielregen – Es wird nur noch geatmet (Sitzer Records '09)



Nach zwei EPs ist „Es wird nur noch geatmet" das erste reguläre Album der Band mit dem verheißungsvollen Namen. „Diskurspop" halte ich persönlich ja für ein Schimpfwort, weil es sich in der Regel auf schulmeisterliche Wortklauberei bezieht. Nicht so hier. Hier wird nicht klug geschissen, sondern mitgeteilt. Der „Diskurs" bezieht sich ganz einfach auf die Tatsache, daß ein Gutteil der Lieder Konversation als solche analysiert und das Verhältnis zur Gesellschaft immer neu ausgelotet wird. So spricht etwa Sänger Tobias Ortmanns zu sich selbst: „Also mit den Komplizen der Spielregeln, da müßt ihr euch auch mal was überlegen, die Leute müssen sich darin wiederfinden, in der Musik und in den Texten. So ein paar Standards müssen schon sein. (...) Entweder wir gehen ein in die Annalen oder wir sind ganz im Arsch." Ersteres würde ich sagen. Schon alleine, weil noch keine Band wie der perfekte Hybrid aus Pavement und Goldenen Zitronen geklungen hat. In jedem Fall eine absolut großartige Band. Auch live.

Candelilla – reasonreasonreasonreason (Red Can '09)

Nach der selbstverlegten EP „don't rely on what others say" (2007) präsentieren Candelilla nun ihr großartiges Debutalbum. In München gelten sie schon seit einiger Zeit als beste neue Band. Ich habe sie vor zwei Jahren zum ersten Mal live gesehen und war augenblicklich überzeugt: Das wird ganz groß! Und so ist es jetzt auch. 12 Lieder zwischen „Ode an Doppelpunkt, Gänsefüßchen, keine Ahnung" und „Fick dich Alter". Zwischen „i'd like to hide my social incompetence" und einem geschrieenen „an die liebe Christenheit". Das waren kurze Textauszüge, die Lieder selbst tragen keine Titel, sondern sind schlicht chronologisch nach der Reihenfolge ihrer Entstehung numeriert, und also steht auf der Rückseite: 11 13 17 4 14 1 10 18 15 19 16 12. Sonst nichts. Musikalisch ist die Band im zeitgenössischen Indie-Sektor zuhause, hat aber Wurzeln im Riot-Grrrl-Punk, und auch mit dem sexy Disco Biest wird geflirtet. Inhaltlich geht es bei den Liedern um Aggression, Resignation und die vielen Schattierungen in eben diesem Zwischenraum. Großes Kino.



wein

Fotos: © Lutz Dammbeck

DAS NETZ

In seinem Film „Das Netz“ (2003) montiert Lutz Dammbeck Archivmaterial und aktuelle Interviews zu einer Demontage der Bequemlichkeit. Das neuronale Netzwerk muss aktiviert werden, will man den Zusammenhängen zwischen Unabomber, Kybernetik, Computer, Internet, Utopie, Psychologie, Gewalt, Kontrolle und „Außer Kontrolle geraten“, militärischer Forschung und Universität, Individuum und Gesellschaft, LSD, Hippies, Kunst ... auf die Spur kommen. Die Struktur des Films ist assoziativ und die Themen sind komplex. Also: wo anfangen?

Gespräch: 5. November 2009, Berlin Hauptbahnhof

Daniela Zeilinger: Ich erkenne einen Zusammenhang zwischen Form und Inhalt des Films. Zum Beispiel wirkt „Das Netz“ durch seine Machart wie ein offenes System: Die Collage von Archivmaterial, Interviews, Bild und Ton macht ihn recht „lebendig“. Film ist aber zeitlich begrenzt; seine potentielle Erweiterung findet dann im Kopf der BetrachterInnen statt ...

Lutz Dammbeck: Ja, oder im Netz, über eine Website, die zusätzlich Material anbietet – in diesem Fall: inkonsequenter Weise! Das war ein Zwiespalt. Denn im Film spielt ja die Idee, dass man ein System dadurch stärkt, indem man es kritisiert, eine Rolle. Die von Heiner Müller entlehnte Herakles-Metapher: der Held, der bemerkt, er ist Teil des Untiers, das er töten soll/will, er ist also sowohl Opfer als auch Täter. Er ist mitschuldig, dass das Böse, das er aus der Welt schaffen soll, funktioniert. Das ist natürlich eine zeitlose Figur.
So sehe ich mich auch, indem ich ins Netz gehe, mit dem sich ja der Film beschäftigt – das Netz als eine Ausformung der Moderne. Teil„systeme“ dieser Moderne sind natürlich auch Werkzeuge wie Kybernetik, Systemtheorie, alles, was Sie jetzt angesprochen haben an verwirrenden, scheinbar isoliert oder unverbunden existierenden Phänomenen. Für mich sind die aber nicht unverbunden, sondern Teil EINER Maschinerie. Sie gehören zu der Vorstellung von einer Welt als „offenem System“ und wir leben in einem Flow hin zur Vollendung dieser Vorstellung. Selbst wenn Teilsysteme sich gegenseitig zu blockieren scheinen, stoppen sie nicht den Flow.
Es ist also ein bisschen inkonsequent, das Netz zu benutzen und dort eine Kritik daran vorzutragen. Weil man es dadurch bestätigt und nur „besser“ macht. Andererseits hatte ich so viel Material vom Film übrig, das ich nicht einfach verschwinden lassen wollte.

Sie meinen das Bonusmaterial, etwa die Interviews, die im Film nicht oder unvollständig gezeigt werden?
Ja, und die ganzen Texte, Links und Verweise. Die Strategie, mit dem Film zu arbeiten, war es, auf medienspezifische Festivals zu gehen, sei es die Transmediale oder der Heinz von Foerster-Congress, auf denen sich die „Gläubigen“ dieser Utopie oder dieses Heilsversprechens von einer „neuen besseren Welt“ durch neue Technologien treffen. Seit der Aufklärung dynamisierte sich die Auseinandersetzung um eine künstliche, vom Menschen gesteuerte Evolution versus eine „übernatürlich geschaffene Natur“, oder Schöpfung, wie man nun will. Was der Film abbildet, ist Teil dieser Auseinandersetzung.
Ich hatte immer ein wenig Angst, dass deren Darstellung im Film zu didaktisch ist. Denn das sind auf den ersten Blick so verwirrende philosophische, kulturelle, politische, technologische Phänomene, dass man zunächst das Gefühl hat, man kann die Dinge nicht einfach in Zusammenhänge bringen und sagen: Die sind kleine Rädchen in EINEM System. Deshalb gab es zunächst misstrauische Reaktionen auf den Film: „Das ist doch so kompliziert, woher willst DU wissen, dass das und das miteinander verbunden ist?“

Wenn man die Zusammenhänge wirklich verstehen will, muss man sich mit den einzelnen Themen sehr genau auseinandersetzen.
Ich habe erst nach und nach bemerkt, auf was ich mich da eigentlich eingelassen habe. Ich bin als Laie gestartet, also weder als Adept der Systemtheorie noch als Kybernetik-, Mathematik- oder Philosophie-Spezialist. Das waren fast drei Jahre für die Vorbereitung – und die Nachbereitung geht ja bis jetzt weiter.

Heinz von Foerster spricht im Film von „Lücken in der Theorie“ und Fragen, die nicht beantwortet werden können. Er konstatiert: „Es kommt nur darauf an: Wie interessant ist die Geschichte, die man erfindet?“. Das ist doch bei Ihrem Film ähnlich: Er wirft Fragen auf und lässt vieles offen. Man bekommt ja keine Antworten in dem Sinn.
Ja, es gibt Fragen, wo es keine Antworten gibt. Aber nach dem erwähnten Satz von Foerster setze ich die Geschichte des Mathematikers Ted Kaczynski, der in den Wald geht und in einem Selbstexperiment nach wirklichen Erfahrungen und einer Realität sucht, die sich im grenzenlosen Raum von Mathematik und Logik in abstrakte Formeln aufgelöst hat. Dabei scheint er an eine Grenze gestoßen zu sein, hinter der es nur noch Paranoia – oder Wahrheit gibt. Wie bei Kurt Gödel, der auch bei der Suche nach einer Antwort auf eine unlösbare Frage an eine solche Grenze vordringt und in Paranoia endet. Dieses „Zu-Ende-denken-Wollen“ enthält das Risiko des dabei paranoid Werdens.
Dieses Risiko geht Foerster nicht ein, er bleibt beim Bonmot und im Sicheren. Er hat diese Art von Lebensklugheit, zu sagen: Diese Konsequenz will ich nicht, das geht mir zu weit. „Echte“ Künstler gehen dieses Risiko ein. Aus welchen Gründen auch immer, aber es gibt eine Konsequenz bei Francis Bacon, Caravaggio, Schwarzkogler oder anderen Künstlern. Heinz von Foerster und auch John Brockman im Film sind Schlaumeier, die wissen genau, wann sie vom Karussell springen müssen. Kaczynski macht das nicht, deswegen kann man seine Haltung oder Konsequenz ruhig mit der der genannten Künstler vergleichen.

In einem an Sie gerichteten Brief bezeichnet er Mathematiker als Künstler ...
Ja, wegen dieser Art von Konsequenz hat er natürlich meine Sympathie. Man kann versuchen, die genannte Grenze zu überschreiten, mit dem Risiko, verrückt, sozial deklassiert oder was auch immer zu werden. Ich selbst würde nicht so weit gehen, das traue ich mir gar nicht, ich bin einfach nur Prediger oder Referent verschiedener Haltungen. Auch ein Schlaumeier. Aber ich getraue mir zumindest, das vorzutragen, was ich beobachtet habe. Das ist besser als nichts. Auf jeden Fall besser, als nur den Flow zu bedienen.

Ein Skizzenblatt im Film hebt dessen Linearität ein wenig auf: Ihre Mind-Map am Papier wird mit der Zeit immer größer und komplexer, „Das Netz“ wird dadurch anschaulicher. Werden Sie damit auch zum Meta-Filmemacher?
Ja, warum nicht. Diese Zeichnungen habe ich von Anfang an bei den Vorbereitungen gemacht. Das hatte etwas mit der Kompliziertheit der Materie und mit diesen vielen Orten, Namen, Ideen und Theorien zu tun. Ich habe das auch gemacht, um mich festzuhalten in diesem Strudel der Informationen, mich zu „verorten“. Daher kam dieses kindliche Netze bilden, Zuordnungen vornehmen und auch wieder verwerfen. Aus diesen Zetteln wurde dann das Strukturprinzip für den Film entwickelt. Ich habe gemerkt, dass das für ein Publikum absolut hilfreich ist und auch nicht als didaktisch empfunden wird, sondern als Möglichkeit zur Verortung im Fluss des Filmes.

Indem Sie im Film selber als Autor in Erscheinung treten, unterstreichen Sie auch das „Dokumentarische“ ...
Der Kern des Dokumentarfilms ist mit Begriffen wie „Authentizität“ verbunden und mit dem Glauben, dass es eine Wirklichkeit gibt. Für Fiktionalität muss ich nirgends mehr hinfahren, kann alles künstlich machen mit Schauspielern, mit Re-Enactment und am Rechner. Diesen letzten Rest Realität verteidigen in meinen Filmen jene paar Momente, in denen der Körper einfach mehr spricht als die Rhetorik, zum Beispiel das nervöse Zucken von John Brockman beim Thema Ted Kaczynski. Da wird ein Nerv getroffen. Das kann man nicht inszenieren. Vielleicht kann man das – aber dann ist alles möglich. Dann könnte ja jeder Blick und jedes Gefühl künstlich erzeugt sein. Das wäre das Ende.

Dann kann man auch den eigenen Gedanken nicht trauen ...
Ja, dann könnte auch, dass wir hier sitzen, reden und uns ankucken, künstlich sein, eine Fälschung – das wäre doch schrecklich. Eine totale Künstlichkeit, und da sind wir wieder beim Prinzip der Moderne. Diese Künstlichkeit wäre letztlich eine ihrer Konsequenzen, wenn man die Logik dieses Systems zu Ende denkt. Aber das hat etwas Unmenschliches. Ted Kaczynski hat das sehr früh schon gesehen, Ende der Sechzigerjahre, als alle einstiegen, als die Utopie gerade geboren wurde und frisch und attraktiv war – in den Netzwerken an der Westküste wie Ostküste, an den Universitäten, in der Gegenkultur mit all den Drogen, Pop und Kunst, um die Welt zu verändern, mit der Aufklärung im Rücken.
So verschroben, stinkig und sozial-autistisch Ted Kaczynski in seiner Waldhütte auch gewesen sein mag, aber diese Entwicklung hat er früh auf dem Radar gehabt.

Das ist auch das Faszinierende an Kaczynski, dass er aussteigt als Unverstandener ...
Ja, zunächst ohne was zu wollen. Er hat für sich etwas erkannt, zieht die Konsequenzen, steigt aus, ohne andere zu agitieren oder ihnen seinen Weg aufzuzwingen. Und dann kommt eine merkwürdige Wende. Irgendwann will er auf einmal Öffentlichkeit haben und als Autor anerkannt werden. Das ist ein blinder Fleck in der Geschichte des „Unabombers“ wie meines Films, den ich nicht klären konnte. Wieso wird er auf einmal eitel und will in die Zeitung? Das passt nicht so richtig zusammen. Das zu klären wäre aber wieder eine ganz andere Geschichte geworden, deshalb bin ich diesem Widerspruch nicht weiter nachgegangen.
Ich hab mich also darauf beschränkt, ihn als Figur und seine grundsätzliche Haltung einzubringen, als eine Art Gegenpart zu den anderen Protagonisten im Film, die Beschleuniger und Apostel der Moderne sind. Die sind ja keine seltsamen Gesellen, die irgendwo am Rande agieren und seltsame Clubs bilden, wie etwa John Brockman mit seiner „edge“-Plattform, sondern sind sehr wohl in den normbildenden Bereichen Tätige mit großem Einfluss.

In der DDR waren Sie selbst einer der „Eigensinnigen“ ...
Wenn man die DDR ins Spiel bringen will: Es ist eher diese generelle Skepsis, die man sich erworben hat, und die ist natürlich sowohl nach rechts wie nach links sowie gegen jegliches Heilsversprechen gerichtet.

Das zeigt der Film. Er verweist auf Strukturen, die auf absurde bis erschreckende Weise widersprüchlich in sich sind – etwa die Idee der Programmierung eines idealen, gegen faschistoide Ideen immunen Menschen ...
Ja, man kann auch als Anti-Totalitärer totalitär sein. Das ist etwas Erschreckendes. Es gibt etwas, das in einem drin sein kann, „wider Wissen, wider Bewusstsein, wider Willen“. Jetzt gibt es ja einen Film über die Kinder der Otto Mühl-Kommune: Die mussten damals unter dem „Lagerleiter“ Mühl, einem Lehrer, nochmal den Schrecken, den die Eltern verursacht haben, durchleben.
Die Kommunemitglieder mussten nochmal Lager spielen, aber sie dürfen das natürlich nicht mehr als Nazis machen, sondern als Linke, als Antifaschisten. Und das ergibt so eine ganz verwirrende, verquere Melange. Die zu bemerken und auch so vorzuzeigen, diese Freiheit und Sicherheit gibt mir die eigene Diktaturerfahrung, klar.

Gerade die „Befreiung“ in der Kunst seit den Sechzigerjahren im Westen bekommt im Zusammenhang des Filmes einen ganz anderen Beigeschmack, nämlich den einer Instrumentalisierung.
Es geht um den falschen Ton dabei. Ich bin ja künstlerisch sozialisiert mit der Theorie und Praxis der Entgrenzung, ich habe das auch alles praktiziert und geliebt, mit der Hoffnung, dass etwas ganz Tolles passiert: bei den Mediencollagen oder Performances etwa. Aber es ging immer um eine gewisse Stimmigkeit oder Wahrheit.
Gerade da, wo die Propagierung des offenen Systems einen falschen Ton hat, empfinde ich den umso mehr als Misston.

In der Medientheorie wurden schon öfter die Alarmglocken wegen der möglichen Auswirkungen der Technologie auf die Menschheit geschlagen. Macht Unwissenheit doch Angst, wie Robert Taylor im Film betont?
Diese Warnungen und frühen Analysen nehmen vieles vorweg, was wir aktuell an Unwohlsein empfinden. Interessant ist, warum es trotzdem weitergeht und niemand darauf hört. Welche Pragmatik ist stärker, die sich über diese philosophischen, medienkritischen und naiv-lebenspraktischen Analysen hinwegsetzt? – Das ist zum Teil einer Müdigkeit durch den täglichen Kräfteverschleiß im Moderne-Alltag geschuldet, und den im allgemeinen Unterbewussten abgespeicherten Fallbeispielen aus der Geschichte, bei denen Widerstand eh zu nix geführt hat.
Das ergibt so eine komische und fatalistische Alltagspragmatik, kombiniert mit der Hoffnung, dass es schon gut gehen wird. Das war ja bei den Macy-Konferenzen nicht anders. Die hatten Gödels Satz auf dem Tisch liegen, der nachweist, dass es in jedem formal-logischen System Probleme gibt, die nicht lösbar und entscheidbar sind, und mussten sich fragen: „Hat das für uns Konsequenzen, wenn wir die Systeme, an denen wir arbeiten, jetzt noch größer denken, ins Unendliche wachsen lassen?“ Und dann war es halt wie bei allen Kaffeefahrten: „Gestern hat es nicht geknallt, dann machen wir einfach weiter, wird schon gut gehen.“

Eine Frage noch, die Sie selbst im Film oft stellen: Wo führt das alles hin?
Sie meinen, darüber nachzudenken? Es führt zu nichts Konkretem, das muss man leider sagen. Das Einzige, was ich sagen könnte, ist, dass ich das Gefühl habe, ich mache diesen Flow nicht schneller. Vielleicht kommt mal jemand wie Sie, der mir das Gegenteil nachweist, schwarz auf weiß. So, jetzt schieße ich aber los – Bahnsteig 17!

Interview: dz

Weiterführendes:
http://www.t-h-e-n-e-t.com
Dammbeck, Lutz: Das Netz – die Konstruktion des Unabombers. Hamburg: Ed. Nautilus, 2005.

NACHRICHTEN ÜBER DAS HEUTE

Eine beißende Satire über die Quotenvernarrtheit eines Fernsehsenders, die Morallosigkeit von Medienbranche und Wirtschaft sowie die Machtlosigkeit der Politik: Network (USA, 1976).



I don't have to tell you things are bad. Everybody knows things are bad. It's a depression. Everybody's out of work or scared of losing their job. The dollar buys a nickel's worth; banks are going bust; shopkeepers keep a gun under the counter; punks are running wild in the street, and there's nobody anywhere who seems to know what to do, and there's no end to it.

Wegen der Wirtschaftskrise? Weil Staatsmilliarden in marode Banken gesteckt werden, die dann trotzdem pleite gehen, statt sie nachhaltig denkend in Bildung und Forschung zu investieren? Weil Finanzminister, die großartig ein Nulldefizit versprechen, gleichzeitig den Staatshaushalt nachhaltig demolieren und sich selbst sowie ihre Freunde gut aussteigen lassen, uns nachher munter das Blaue vom Himmel heruntererzählen können? Weil Bildungseinrichtungen besetzt werden und Zigtausende auf die Straßen gehen, während die Politik keinen Ausweg sieht bzw. keinen sehen will?

Heuchelei

Nein nein, so schlimm ist's hier noch nicht bestellt. Wir befinden uns in den USA der 70er Jahre. Die Staaten erleben gerade ihre schlimmste wirtschaftliche Krise seit der großen Depression von 1929 und – welch Zufall – die Schweinegrippe (H1N1) droht, die Bevölkerung zu dezimieren. Landesweite Impfungen werden angekurbelt, mit dem Effekt, dass durch die Impfung mehr Tote zu betrauern sind als durch den Virus selbst. (Ich kann nur sagen: Lernen wir Geschichte!) Soweit die Realität, nun zur Fiktion, der obiges Zitat entstammt.

Howard Beale hat soeben seine ebenso kurze wie wundersame Karriere als *angry prophet denouncing the hypocricies of our times* begonnen. Nachdem er als Nachrichtensprecher des Fernsehsenders UBS eigentlich gefeuert werden sollte, da seine Quote im Sinkflug begriffen war, hatte er kurzerhand Selbstmord, den er vor der Kamera begehen werde, angekündigt und so das Interesse an seiner Sendung sprunghaft ansteigen lassen. Während sein alter Freund und Ressortvorstand ihn vor den Umständen und sich selbst zu schützen versucht, erkennt die bisher fürs Unterhaltungsprogramm zuständige Diane Christensen die Chance, mit Beales volksnahen Deklamationen beim unzufriedenen Publikum Kapital zu schlagen und setzt mit viel Eifer und Durchschlagskraft ihre Vorstellung von der neuen Howard Beale Show durch.

We know the air is unfit to breathe and our food is unfit to eat. And we sit watching our TVs while some local newscaster tells us that today we had fifteen homicides and sixty-three violent crimes, as if that's the way it's supposed to be!
We all know things are bad – worse than bad – they're crazy.

Da hilft wohl nur eines. Grenzen zu, MigrantInnen raus. Law and Order! Dann geht's uns sicher gleich besser ...
Ja, in Howard Beale schlägt zumindest zu Beginn ein etwas nationalistisches Herz. In einer späteren Rede wird er gegen eine saudi-arabische Übernahme seines Fernsehsenders wettern, wenn auch dieser ohnehin längst an einen Konzern verkauft ist und seine Eigenständigkeit verloren hat. Doch der Erfolg gibt ihm Recht. Am nächsten Tag versinkt das weiße Haus in Protest-Telegrammen. Populismus wirkt Wunder, die Quote steigt, der Sender freut sich.

Ehrgeiz

Das einzige Problem ist die fehlende Kontrolle. Denn der rasende Nachrichtensprecher ist kein klar definiertes Produkt seiner Programmleitung, sondern ein rhetorisch begabter Wüterich, der launisch auf jeden äußeren Impuls eingeht. Und im Management herrscht Chaos. Da ist Frank Hackett, der vom neuen Besitzer CCA (*Communications Corporation of America*) eingesetzte Boss, der alles zulässt, was den Umsatz verbessert, und jeden kündigt, der ihm nicht in den Kram passt, da ist die alte Riege der verantwortungsbewussten Fernsehmacher rund um Max Schumacher, Chef der Nachrichtenabteilung, die gerade dabei ist den Löffel abzugeben, und schließlich ist da eben Diane Christensen, die heimliche Hauptperson des Films, die die meiste Zeit die Handlung voran- und die alten Herren vor sich her treibt. Sie ist das Symbol für eine von den Gesetzen der Ökonomie beherrschte Gesellschaft. Sie versteht unter Fernsehen nur Entertainment, benutzt kommunistische Untergrundbewegungen, um ihren Erfolg zu steigern, und macht aus dem seriösen Nachrichtensprecher eine publikumswirksame Schießbudenfigur. Inhalte sind ihr dabei vollkommen egal, die Folgen genauso. „She grew up with Bugs Bunny", wie Schumacher sagt.



Populismus

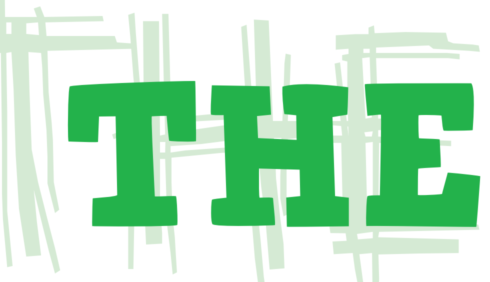
It's like everything everywhere is going crazy, so we don't go out any more. We sit in the house, and slowly the world we're living in is getting smaller, and all we say is, "Please, at least leave us alone in our living rooms. Let me have my toaster and my TV and my steel-belted radials, and I won't say anything. Just leave us alone."
Well, I'm not going to leave you alone.
I want you to get mad!
I don't want you to protest. I don't want you to riot. I don't want you to write to your Congressman, because I wouldn't know what to tell you to write. I don't know what to do about the depression and the inflation and the Russians and the crime in the street.

So funktioniert Populismus. Dem Volk keine Lösungen für seine Probleme geben, sondern die Unzufriedenheit kanalisieren und für die eigenen Zwecke nutzen. Howard Beale weiß wohl nicht, was er tut. Er hat wirklich keine Lösungen und spricht wohl wirklich wie das Volk und für das Volk und aus vollstem Herzen. Aber Christensen bekommt, was sie will, ihr Zweck ist die Quote, ihr Ziel die Nummer Eins im Fernsehgeschäft zu werden. Genauso verhält es sich mit Hackett, und ebenso mit einem Berlusconi, Dichand oder Strache. Wenn das Volk zufrieden wäre, wem würde es dann noch folgen?

All I know is that first, you've got to get mad.
You've gotta say, "I'm a human being, goddammit! My life has value!"
So, I want you to get up now. I want all of you to get up out of your chairs. I want you to get up right now and go to the window, open it, and stick your head out and yell,
"I'm as mad as hell, and I'm not going to take this anymore!!"

Spätestens wenn Beale seine Entertainmentshow hat – vor vollem Publikum, das wie eine Schafherde blökt: „I'm mad as hell ...", wird klar, wie leer der Satz eigentlich ist. Zorn allein löst keine Probleme; er macht nur unüberlegt. Zornige Menschen sind willige Vollstrecker bösartiger Ideen anderer Köpfe.
Der Film bringt keine Lösung für das Dilemma. Er zeichnet prophetisch mit scharfer Zunge das Bild einer willenlosen Konsumgesellschaft ohne selbstbewusste Individuen. Dunkel ereilt einen das Gefühl, er zeichnet das Heute: *All human beings are becoming humanoids. All over the world, not just in America. We're just getting there faster since we're the most advanced country.*

va





THE NET

The Net (1995) thematisierte vor vierzehn Jahren bis heute diskutierte Fragen von Internetsicherheit, Softwaremonopolen, Datenschutz und digitaler Identität. Leider wurde generell zu wenig Liebe zum Detail und insbesondere im Bereich Körperhygiene kein bisschen Mut bewiesen.

US-amerikanisches Breitenkino zeichnet sich unter anderem durch impertinentes Typecasting aus. Meg Ryan hat die Liebeskomödien-Arschkarte gezogen, Sandra Bullock's AgentInnen sahen in ihr offenbar eine geborene Thriller-Schönheit. So kam es, dass die sympathische Nebenrollenheldin aus dem Actionstreifen *Speed*, kaum aus dem Bus gestiegen, schon ins nächste Abenteuer stolperte. In *The Net* verkörpert Frau Bullock eine in Isolation lebende Hackerin, die Einladungen zum Abendessen kategorisch ausschlägt und lieber Pizza bestellt – über das Internet. Sie vertreibt sich die Zeit mit Ego-Shootern, trinkt Martini mit eingelegten Jungzwiebeln und besucht bisweilen ihre an Alzheimer erkrankte Mutter, um mit ihr das Piano zu streicheln. Ihren Chat-Freunden erklärt sie, wie sie sich ihren Traummann vorstellt, während im Hintergrund Goldkehle Annie Lennox *A Whiter Shade of Pale* ächzt. Selbst ihren ArbeitskollegInnen ist Angela Bennett, wie die nerdige Protagonistin heißt, lediglich über ihre bezaubernde Stimme, Bits und Bytes bekannt. Mit der Software Firma, bei der sie beschäftigt ist, hat sie nur telefonischen und elektronischen (bzw. telefonisch moduliert-demodulierten) Kontakt – Teleworking schon Mitte der Neunziger. Die erste Krux des Films ist somit bedauerlicherweise die Besetzung. Bikiniszenen-Sandra als geekige Stubenhockerin ist so glaubwürdig wie ein Eddie Murphy in *A Beautiful Mind*. Wenn schon Hollywood-Kino, warum nicht wenigstens ein paar Klischees bedienen und der Angela Shampoo, Zahnbürste und Nagelzwicker vorenthalten?

Die zweite Krux ist die sehr oberflächliche Auseinandersetzung mit dem Stoff selbst. Im Trailer zum Film heißt es konspirativ „We live in the age of information. Every trace of our existance is computerized. Everything about us is encoded somewhere." So bemüht sich Regisseur Irwin Winkler, regelmäßig kleine digitale Brotkrümel zu legen; der FedEx Kerl hat ein verdächtiges, piepsendes Gerät, das er an das Paket hält, und selbst Apotheker hantieren unbesonnen mit roten Lichtstrahlen und kryptischen Strichcodes. Einem einmotorigen Kleinflugzeug und seinem Insassen wird die digitale Höhenanzeige zum Verhängnis, einem Psychiater gleich zwei medizinisch missliche Computerfehler. Unglücklicherweise fehlen der Verschwörung aber jegliche Substanz und Konsistenz. In *The Net* wird mit unlauteren Mitteln aus der Ahnungslosigkeit des damaligen Publikums (Unterstellung des Autors) Profit geschlagen. „Noticing anything unusual?" „No, ... except for that little Icon an the bottom at the screen" – so bezeichnet Computerfreak Angela Bennett das griechische Symbol *Pi* – „Click on it and press Control Shift". Eine kleine grüne Diskette und ein darauf verstecktes Programm öffnet Tür und Tor für Manipulationen an Krankenhauscomputern, Datenbanken des Außenministeriums und Polizeiakten. Die BösewichtInnen rund um den Softwaremonopolisten Bergstrom heißen in diesem Film übrigens *Pretorians* und auch Sandra Bullock wird immer öfter in Liebeskomödien gesehen.

hh



LITERARISCH
IN DIE FERNE SCHWEIFEN

© Fischer Verlag

Seefahrtsbücher von Zweig und Ransmayr im Vergleich

Eine eigentümliche Leseerfahrung liegt hinter mir: Zunächst machte ich mich mit dem Portugiesen Magellan auf in Richtung der Gewürzinseln, später folgte ich (dem Jahreszeitenwechsel gemäß) den Österreichern Payer und Weyprecht in die Weiten des Eismeers. Ein Lesebericht.

Inzwischen weiß ich mehr über entbehrungsreichen Seefahrten, die in ihrer Zeit herausragend waren. Beide Autoren, Zweig („*Magellan. Der Mann und seine Tat*“, 1937) und Ransmayr („*Die Schrecken des Eises und der Finsternis*“, 1987), werden nicht müde, dem Leser eindringlich klar zu machen, was es damals (im Gegensatz zum jegliche Form der Mobilität für selbstverständlich erachtenden Heute) bedeutete, eine solche Reise zu tun.

Zweig eröffnet sein Buch zudem mit einer interessanten Analyse der Schreibmotivation: Er habe *beschämt* auf einem Luxusliner in Richtung Buenos Aires Ungeduld trotz allen Schiffskomforts empfunden und sich auf den Pionier und Erstdurchquerer beider Ozeane Magellan besonnen. Dieser hat sich und seiner Mannschaft im Dienste seiner Idee einiges abverlangen müssen, nachdem er nach jahrelanger Planung endlich fünf Schiffe unter spanischer Flagge gegen schon bald meuternde Kapitänskollegen in unwirtliche Breiten führen durfte. Ganz ähnlich lässt Ransmayr den fiktiven Josef Mazzini in den 1980er Jahren parallel zu den Payerschen Entdeckungsfahrten und Logbucheintragungen über Spitzbergen hinausreisen: Nussschalen- versus späterer Eisbrecher-Fahrt; den Erlebenswert, die Motive des Fortseins von der Zivilisation, allgemeiner: des Reisens, immer im Blick. Während Zweig uns einen heroischen, sämtliche Hindernisse überwindenden emsigen Seefahrer präsentiert, den man mit jungenhafter Bewunderung verehren kann, so zeigt uns Ransmayr hart Brüche und Vergeblichkeiten auf. So werden im achten Kapitel Seefahrten ins Eismeer mit desaströsem Ausgang verzeichnet – der ihm noch mögliche „versöhnliche“ Beschluss lautet: „Aber wer würde zu behaupten wagen, dass alle Qualen und Leidenswege der Passagensucher sinnlos gewesen seien? Höllenfahrten für wertlose Routen? Immerhin hatten sie, wenn schon nicht dem Reichtum und Handel, so doch der Wissenschaft gedient, der Zerstörung der Mythen vom offenen Polarmeer, der Mythen von Paradiesen im Eis. Und den Mythos zerstört man nicht ohne Opfer.“ (Auch Magellan wird von seiner Reise nicht wiederkehren.)



Was weiß der Leser nach dieser Lektüre mehr – inhaltlich kann er einiges lernen über wirtschaftliche und politische Motive solcher Pionierfahrten, die uns nur allzu gern als wissenschaftliche Gewissheitssuche verklärt präsentiert werden. Zweig rollt die Vorgeschichte des Gewürzhandels auf und Ransmayr zeigt die übrig bleibenden Fahrtrichtungen der vom Vertrag von Tordesillias benachteiligten Nationen auf. Das Reisegefühl der Entdecker differiert gehörig von dem der Touristen, die sich belächelnswerterweise auf den Spuren der Pioniere glauben – gerade Ransmayr streicht diese Unvergleichbarkeit auf allen Ebenen heraus.

Vergleicht man die Bücher untereinander, so liegt viel mehr als nur ein halbes Jahrhundert zwischen ihnen: Ernst Weiß schrieb über das Magellanbuch „Es gibt Mut“, da es ja so schön pathetisch gegenüber jeden Unbill der 1930er Jahre schließt: „Immer gibt ein Mensch nur dann das Höchste, wenn er ein Beispiel gibt, und wenn eine, so hat diese eine fast vergessene Tat Magellans für alle Zeiten erwiesen, dass eine Idee, wenn vom Genius beschwingt, wenn von Leidenschaft entschlossen vorwärtsgetragen, *sich stärker erweist als alle Elemente der Natur, dass immer wieder ein einziger Mensch mit seinem kleinen vergänglichen Leben, was hunderten Geschlechtern bloßer Wunschtraum gewesen, zu einer Wirklichkeit und unvergänglichen Wahrheit umzuschaffen vermag.*“ Ransmayr wird zu Recht attestiert, dass sein Buch auch ein „intellektuelles Abenteuer“ (FAZ) sei, er schafft es uns zu zeigen, dass es nicht stimmt, „dass die Welt durch die hastige Entwicklung unserer Fortbewegungsmittel (einfach nur) kleiner geworden sei“, sondern dass vielmehr gilt, „dass wir physiognomisch (sic!) gesehen, (noch immer) Fußgänger und Läufer sind“ und bei jeder (Gedanken-)Reise ungeahnte (unprophezeihbare) Wege (wie auch sein Held Mazzini) gehen werden.

lr



Die Bücher:

Stefan Zweig: Magellan. Der Mann und seine Tat, 1937 (Taschenbuch: Fischer, ISBN: 978-3596253562).
Christoph Ransmayr: Die Schrecken des Eises und der Finsternis, 1987 (Taschenbuch: Fischer, ISBN: 978-3596254194).



Die Ballade von Marie und dem ewigen Regen

2006 ist von Vincent E. Noel ein Text erschienen mit dem Titel „Die Ballade von Marie und dem ewigen Regen“ mit seiner eigenen Umschlagsgestaltung, die den Namen „Solitude (Monodie#3) sans soleil“ trägt. Und was das Bild des Umschlages zeigt, ist Programm, denn der Text ist das System der Einsamkeit geschrieben wie in einem Guss.
Es ist eines von den Büchern deren Handlung nebensächlich ist, jedoch das vermeintlich Unwichtige aus dem Alltag herauskristallisiert und mit akribischer Feinfühligkeit zum Nachfühlen bereit macht. Nils ist verliebt. Marie erwidert seine Liebe nicht. Das ist alles. Und wenn jemand fragen würde, was „alles“ ist, dann kann man getrost dieses Buch zur Hand nehmen. In langen Sätzen, die eigentlich keine Sätze sind, in Ketten von Wörtern schafft es Noel sehr schön zu zeigen, wie es ist, wenn alles Leben hat, wenn alles – wirklich alles – ein Leben in sich hat und merkwürdigerweise man selbst – ausgerechnet man selbst nicht weiß, wie sich zum Leben verhalten, das einen umzingelt hat.
Was sich hier anhört wie eines dieser neumodischen Bücher, wo die Schriftsteller versuchen so kompliziert und verworren wie möglich zu schreiben, um möglichst poetisch und unerreichbar zu klingen: ist eigentlich eine Empfehlung für einen Text, der zwar unüblich, aber nicht unverständlich ist, hoch stilisiert, aber das Wesen der Dinge dadurch nicht unkenntlich macht, sondern erst zeigt.
Dieser Text von Noel ist eine Mischung aus: großer Feinfühligkeit, verständlich geschrieben mit sonderbarem und zartem Rhythmus, ohne ab und zu aufs Fluchen zu verzichten. Schönes Buch, ein wirklich schönes Buch, 97 Seiten lang ist endlich alles so, wie es sein sollte – alles fließt ineinander, eine wirklich schöne Ballade.

„Marie
ruft, der
Wohin gehst du
ruft, wer kennt die Antwort
und etwas schleicht sich von den Wangen fort, mischt sich unter die Wellen
Wellen
Wellen
Niemand ist hier, niemand ist bei dir, du bist immer allein, niemand ruft dich
also nicht die Augen öffnen, nicht auf Fragen eingehen, keine Fragen stellen, keine Antworten geben, keine Antworten wissen wollen, nicht auf das Leben achten, wozu auf das Leben achten, wenn das Leben überall, nur nicht bei dir ist, nicht auf die Schatten der Bäume
vielleicht Linden
achten, die sich anschleichen, während die Sonne langsam im Horizont ertrinkt (...)“ (61)

shg

Literatur

DIE PRÄZENSION

Sachen, die es besser nie geben sollte:
diesmal: Spinnennetz – zu Ende gesponnen

Meist gibt es Anlaß zur Freude, wenn sich ein literarisches Fragment lange nach dem Tod des Autors doch noch als vollständiges Werk wiederherstellen läßt. Niemand freut sich aber, daß die verschollenen letzten 20 Kapitel von Joseph Roths Erstlingsroman „Das Spinnennetz“ nach nunmehr 86 Jahren Wartezeit den Weg aus dem Nachlaß in die Druckpresse finden.
Immer schon peinlich genug war die Hauptfigur: Theodor Lohse, entwurzelter Weltkriegsleutnant, Mitläufer, Nachsager, Antisemit aus allerniedrigsten persönlichen Gründen, Spitzel im Kampf gegen den Kommunismus (mit profundem Mangel an politischer Bildung), bei Gelegenheit Folterer und Totschläger. Gesichter wie er müssen um 1920 scharenweise herumgelaufen sein – man kennt heute die Biographien eines Himmler oder Eichmann. Nur daß die besser geschrieben sind: ohne freudianische Traumsequenzen und wörtliche Anklänge an Rilkes „Cornet“. Lohse, der schon im ersten Teil als Parallel- und Ersatz-Hitler aufgebaut wurde (kriegstauglicher und mäßig intellektueller als der echte), steigt in seiner Laufbahn als unappetitlicher Macht-Erschleicher schließlich so hoch, daß er den Führer so ungestraft vom Sessel stoßen könnte wie einst seinen Spitzel-Chef. Natürlich ahnen wir seit Seite 10, daß er scheitern wird, und seit Kapitel 30 wissen wir, an wem: seinem jüdischen Freund Benjamin Lenz, voller Anstand, Schlauheit und Erinnerungen an weise Rabbiner aus Lodz, würdig, von Klaus Maria Brandauer gespielt zu werden. Wartet auf uns Leser ein welthistorischer Showdown im Führerhauptquartier? Oder ein ebensolcher Versöhnungsakt in einer deutschen Trutzburg, während es amerikanische Bomben hagelt? Man darf gespannt sein.
Für immer – die Schlußkapitel gibt es nämlich nicht. Roth hat im November 1923 daran zu schreiben aufgehört: Der Wiener Arbeiterzeitung, die den Fortsetzungsroman abdruckte, wurde nach dem Hitlerputsch der Stoff zu heiß. Zum Glück – denn wie Roth ihn auch weitergesponnen hätte, den wirklichen Gang der Geschichte bis 1945 und danach hätte er doch nie erraten, und das Spinnennetz läge jetzt neben sonstiger von den Tatsachen widerlegter Zwischenkriegszeit-Science Fiction im Altpapier. Was bleibt, ist eine durchaus aufschlußreiche Charakterskizze (siehe oben) und der Schlußsatz: „Viele Lokomotiven pfiffen irgendwo auf Geleisen“ – die Züge, die daranhängen, sind längst abgefahren. Hoffen wir jedenfalls.

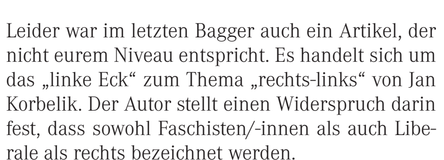
caru





Hallo lieber Bagger!

Zunächst möchte ich hier mal zum Ausdruck bringen, dass ich mich immer sehr freue, wenn wieder mein Bagger-Abo im Postkasten landet. Schön, dass es neben den vielen kommerziellen Magazinen auch noch ein paar kleine, aber feine autonome Projekte gibt. Auch die meisten Eurer Artikel gefallen mir sehr gut – unter anderem, weil sie häufig Themen von einem etwas anderen Blickwinkel beleuchten.



Leider war im letzten Bagger auch ein Artikel, der nicht eurem Niveau entspricht. Es handelt sich um das „linke Eck“ zum Thema „rechts-links“ von Jan Korbelik. Der Autor stellt einen Widerspruch darin fest, dass sowohl Faschisten/-innen als auch Liberale als rechts bezeichnet werden.
Über diesen Umstand scheinbar verwundert, richtet er das politische Spektrum an der Macht des Staates und der Steuerpolitik (die eigentlich auch nur ein Teil der staatlichen Hoheit ist) neu aus. Diese Einteilung entspricht allerdings keiner einzigen gängigen Definition des politischen Spektrums. Nicht weiter überraschend, dass Korbelik in einer völligen Begriffsverwirrung endet, in der Nationalsozialisten/-innen – ob hoher Steuern – zu Linksextremisten/-innen werden.

Der angesprochene Widerspruch, dass Faschisten/-innen und Liberale beide als rechts bezeichnet werden, lässt sich übrigens leicht auflösen: Das Attribut „liberal“, also „freiheitsliebend“, lässt sich nämlich sowohl auf die Freiheit von Kapital als auch auf bürgerliche Freiheiten anwenden. Aus diesem Grund werden Liberale meist in Wirtschaftsliberale und Gesellschaftsliberale eingeteilt, wobei nur Erstere als politisch rechts gelten.

Es wäre wünschenswert, wenn in Zukunft nicht nur historische Daten, sondern auch die theoretische Grundlage der Artikel von Jan Korbelik ausreichend gut recherchiert würden.

Liebe Grüße,
Marcel Jira

SCHNITTSTELLEN.

EINE ERZÄHLUNG

Kapitel III

*welches erzählt, wie sich unser trauriger Held aufrafft, um Einkäufe zu tätigen, nebst anderen Vorkommnissen**

Seit Tagen schon hatte ich nicht mehr das Haus verlassen; ich hatte keine Kraft zum Hinausgehen gehabt, oder ich hatte mir eingebildet, mir fehle die Kraft dazu. Ohne M.s Zuspruch war ich nicht einmal imstande, mich zum Briefkasten zu begeben; Post erhielt ich ohnehin so gut wie nie, und wenn, schienen mich die Zusendungen, obgleich mit meinem Namen versehen, nicht zu betreffen, sondern für irgendeine andere, mir fremde Person bestimmt zu sein. Seit M.s Abreise war ich völlig alleine gewesen, hatte mit keinem Menschen gesprochen, keine Telefonate geführt, keine E-Mails verschickt, lediglich ferngesehen und Radio gehört. Die Menschen im Haus begegneten mir grußlos und mit misstrauischen Blicken. Vermutlich spürten sie, dass ich im Begriff der Auflösung war, ich selbst hatte ja schon zuvor, während wiederholter Betrachtungen meines Spiegelbildes, festgestellt, dass mein Körper sich allmählich aufzulösen schien, mittlerweile war ich vermutlich schon fast zur Hälfte durchsichtig. Sollte M. mich bereits vergessen haben? Was geschah, wenn sich niemand mehr meiner erinnerte?

Ich muss etwas unternehmen, dachte ich, an die frische Luft gehen, ans Tageslicht, einen Einkauf tätigen, mich mit Lebensmitteln versorgen. Nicht lange nachdenken, einfach hinausgehen. Nicht lange nachdenken ... also verließ ich das Haus. Die Straße hinter dem Haustor war fremd und ohne Anhaltspunkt; in allerlei flüchtige Gedanken verloren schrammte ich an den Häuserwänden vorbei. Kurz darauf fand ich mich im nahe gelegenen Lebensmittelgeschäft wieder, zu meinem Entsetzen unmittelbar neben der alten von mir so genannten Frau B.; zu deren Angewohnheiten gehörte es, tagein und -aus in höchst verwahrlostem Zustand die Straße vor meinem Haus auf- und abzuwandern und verdutzten Passanten Schimpfwörter der anstößigsten Sorte sowie ihre feiste Handtasche entgegenzuschleudern; mit vor Bosheit schwarzglühendem Blick drohte sie, einen umgehend derart gegen die nächstbeste Hauswand zu stoßen, dass einem der Schädel zerberste. Ging man an ihr vorüber, pflegte sie einem die unflätigsten Ausdrücke nachzukeifen. Auf ebensolche Weise kommentierte sie vorbeikommende Autos, Kinderwägen und Pelzmäntel.

Der Großteil dieser Ausfälligkeiten war übrigens aufgrund Frau B.s etwas undeutlicher Aussprache völlig unverständlich, aber es schien mir, dass sie stets alle Errungenschaften der so genannten modernen Zivilgesellschaft angriff, wofür ich, wenngleich ich, selbst gelegentliches Opfer ihrer Tiraden, immer große Furcht vor der alten Dame empfand, eine gewisse Sympathie hegte.

Ich flüchtete in das Labyrinth aus Regalreihen, die ich nach Brauchbarem absuchte, indes ich, was ich nicht gleich bemerkte, die dargebotenen Produkte überhaupt nicht beziehungsweise nur wie durch einen Nebel wahrnahm. Seit Wochen ekelte mir ja vor jeglichem Essen, sodass ich mich fast ausschließlich von Erbsensuppe ernährte sowie Ribiselmarmelade, die ich auf trockenem Toastbrot verzehrte, die einzigen Dinge, die ich noch ohne Ekelgefühl essen konnte. Einer Eingebung folgend, suchte ich die so genannte Obst- und Gemüseabteilung auf, wo mir wiederum Frau B. begegnete, die sich jedoch nicht weiter um mich kümmerte und sich an den auf einer Stange zur Schau gehängten Bananenhänden zu schaffen machte. Unglücklicherweise stieß ich in diesem Augenblick aus reiner Gedankenlosigkeit mit meinem Wägelchen gegen das ihre; trotzdem die darin befindlichen Konservendosen daraufhin mit Getöse durcheinanderstürzten, würdigte mich die Alte nur eines einzelnen, nachdenklichen Blickes und wandte sich wieder den Bananen zu. Etwas atemlos lud ich wahllos irgendwelche Früchte in den Einkaufswagen, bei dem es sich jedoch, wie ich kurz vor der so genannten Getränkeabteilung bemerkte, keineswegs um den meinen handelte, sondern um jenen einer modisch gekleideten Frau, die voller Argwohn – ich hatte ja seit Tagen kein Wort mehr gesprochen und musste überdies aufgrund meiner beginnenden Auflösung sowie mangels Sonnenlicht schaurig anzusehen sein – mein heiseres Gestammel, das in meinen eigenen Ohren wie in Ferne widerhallte und mittels dem ich mich zu entschuldigen suchte, zur Kenntnis nahm. Der von mir unversehens gefasste Plan, die Flucht zu ergreifen, gelang erst, nachdem ich an der Kasse dem Kassier erst zu wenig, dann viel zu viel Geld in die Hand gedrückt und sich der Wirbel um einen von mir eingekauften undichten Joghurtbecher gelegt hatte, dessen Inhalt sich, von mir unbemerkt, aufs Förderband ergossen hatte.

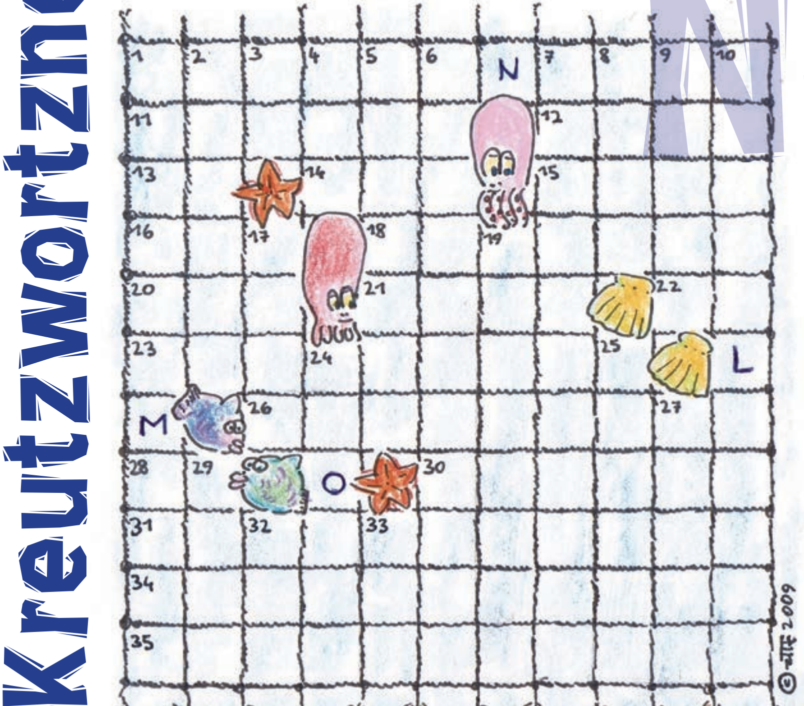
Der Ohnmacht nahe verließ ich das Geschäft und flüchtete in meine Wohnung, wo ich alsbald den Fernseher einschaltete. Ich sah Experten über Zinsentwicklungen spekulieren, Manager um Gewinne zittern, Politiker deren Hände schütteln; dazwischen lachende Hochglanzhausfrauen, die ihre Bilderbuchkinder mit gesunden Fertiggerichten bekochten, sowie die tragische Geschichte einer Frau, die, wie geschildert wurde, von der Gesellschaft vergessen worden war.

** Selbige Vorkommnisse sowie weitere Abenteuer sind, so die Redaktion d. Verf. günstig gestimmt ist, in der nächsten Ausgabe nachzulesen; wir erfahren dort näheres über M.; unser Held fasst einen Entschluss, dessen Folgen so weitreichend wie unvorhersehbar sind; und auch der alten Frau B. wird noch einmal Erwähnung getan.*

chr

KREUTZWORTZ-NETZ

Kreutzwortznetz



Rechtz- bzw. linxläufig:
1 Räupchens Trampolin. **11** Bekommt man beim Wiener Gemüsehändler meist nur im Plural – in der Provinz gar nicht, dort heißen sie anders. **12** So Rankenzeugs. **13** Ortschaft in Ligurien. **14** Für Verdi-Fans vor Melitone. **15** Er hat kein Ende. **16** Komponiert hat der? Warum spielt er dann im Kaisermühlen-Blues? **18** Christlicher Sonderausdruck für eine Art Tellerchen (griechisch, latinisiert, Mehrzahl). **20** Präposition – oft vor einem südeuropäischen Land. **21** You're a crozzword puzzlin' ..., partner. **22** Halbstark für Musikanten. **23** Hier brauchen Sie mehr als ein Orbinal. (Korrekte Pluralform nach Duden, 347. Auflage.) **26** Weil sie weder mit Eiern noch Herbergen viel zu tun hat, benennen wir sie in Österreich meist italienisch. **28** Von der einen Seite kommt es in einem Leuchtkörper vor, von der anderen will es genau den verbieten. Welch Widersinn! **30** Beim Thema von Bagger 7 (Herbst '08) gehört da noch ein Treifen dazu. **31** Was tut dieses Messer? Trennt es Teppich? Nein, es ... . **34** Fror in einer historischen Balkanregion. **35** Ist nicht wirklich aus Metall, man kann auch nicht durchgehen, aber hin- und drübergehen, wenn man in Graz ist.

Ab- bzw. aufwärts:
1 Grünzeug, wo jemand was dazugegeben hat. **2** Unter Dampf beweglich; mit Stange weiblich, ohne männlich. **3** Mythische Kuh. **4** The Naughty States of Aremorica. **5** Trägt oft Punkt auf der Stirn. **6** Hätten wir gern interviewt, aber sie stand grade kopf. **7** Unser Sand ist Ihnen nicht silbrig genug? Oh, Sie finden wohl nirgends ... . **8** Hat ihr zweites E in sich selbst verloren und kommt daher ohne es hoch. **9** Nackte Frauen beim Frühstück? Verweilt auf Latein. **10** Kann man bei Unfällen auf die Eisenbahn kleben. **17** Sind Sie es auch leid, einen einzigen Zischlaut mit drei Buchstaben zu schreiben? Dann nutzen Sie diesen Vorschlag des Bagger-Wetterdienstes. **19** Risikosportart für reiche Tanten. **24** Griechisches Fremdwort dafür, wenn man nichts sieht? **25** Mit E apostrophiert er eine Hafenstadt, mit U einen beliebten Körperteil – so ist's nur ein Militarist. **27** Fünf Vokale – mit etwas gutem Willen zwei Gram- und Schmerzensausrufe. **29** Hochtrabend für „Schachterl". **32** „Komm", sagen zu ihm die Burschenschafter. **33** Kürzt einen Monat ab, nach Wunsch auch eine Steinfrucht.

caru

Wie die Fischlein so schwimmen – bald tauchen sie auf, bald ab, wie ein cartesisches Teufelchen, und linx und rechtz sind im weiten Ozean ohnehin fast dasselbe. Genauso fangen sich die Begriffe in den Maschen, wenn man in der schwer ergründlichen Wörter-See auf Fischzug geht; keiner weiß, von wo der nächste kommen wird.

P. S.: Unsere Layouter können einfach nie die Finger von meinen Rätzeln lassen. Diesmal haben sie doch glatt vier Buchstaben eigenmächtig ins Netz reingekritzelt. Na gut, die stimmen wenigstens. Nochmal Glück gehabt. Ach, und kennen Sie das deutsche Wort mit den fünf tz? Atzventzkrantzkertzenglantz. Besinnliches Lösen!

Hat Angst vor Spinnen. Macht deshalb diesmal Urlaub.

IMPRESSUM

Der Bagger: redaktion@derbagger.org – **Homepage**: www.derbagger.org **Bankverbindung**: Konto-Nr.: 289 147 43 800, BLZ: 20111, Erste Bank **Herausgeber und Medieninhaber**: Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft (Jörgerstraße 23/4, 1170 Wien, ZVR-Zahl: 720349459) **Redaktion**: Reinhard Klauser, Vitus Angermeier **Homepage**: Rupert Angermeier (Vernetzung), Vitus Angermeier (vernetzt)

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Anna Sawerthal (as), Brigitte Auer (bri), Christina Schöftner (chr), Christoph Schütz (toph), Clemens Rauchenwald (clr), Daniela Zeilinger (dz), Erwin Steinbach (caru), Gerlinde Wallner (ger), Harald Höller (hh), Hubert Weinheimer (wein), Leonhard Reul (lr), Nayana Jayarajan (nj), Reinhard Klauser (pro), Shoka Golsabahi (shg), Stefan Mayer (mo), Vitus Angermeier (va) **Design**: Elena Anna Rieser **Layout**: Vitus Angermeier **Titelblatt**: Kristiane Petermann & Elena Anna Rieser **Bastelseite**: Elena Anna Rieser (http://pheeebs.blogspot.com/) **Illustrationen**: Cornelia Taucher, Edgar Leitan, Elena Anna Rieser, Erwin Steinbach **Fotos**: (falls nicht anders angegeben) Bagger-MitarbeiterInnen **Korrektorat**: Sandra Illibauer-Aichinger **Auflage**: 1000 Stück **Druck**: Facultas **Erscheinungsdatum**: 15.12.2009 **Erscheinungsort**: Wien **Preis**: 2 Euro

ISSN-Nr.: 1999-3382

Alle Artikel spiegeln in erster Linie die Meinung des Autors oder der Autorin wider, und nicht unbedingt die der Redaktion. Die Redaktion bemüht sich, auch Meinungen, die nicht voll und ganz der ihren entsprechen, einen Raum zu geben, wenn sie diese für interessant und diskursfähig hält. Die Redaktion überlässt sowohl die Entscheidung, welche Rechtschreibung verwendet als auch ob und wie geschlechterspezifisch geschrieben wird, den einzelnen Schreiberinnen und Schreibern. Andere Sprachen als Deutsch sind willkommen.



die abrissbirne

geistlose schlusskolumne

Tanja (Teil 2)
Fortsetzung aus Bagger No. 11

Als ich zum ersten Mal bei ihr auf Besuch war, wollte sie Sexualattentäter und Opfer spielen. Mit einem Bleistiftmesser musste ich sie bedrohen und ihre brettflache Knabenbrust streicheln. Nie zuvor hatte ich ein weibliches Geschöpf so stöhnen gehört.

Ein andermal spielten wir es zu dritt in einem Schützengraben, der geschwätzige Freund war mit dabei, und meine Eltern saßen nichts ahnend ums Eck, bei Kaffee und Kuchen.

Was Böses habe ich mir nicht dabei gedacht.

Auch eines Abends, als ich wegschauen sollte, sie müsse kurz etwas nachschauen, schon hatte sie sich Rock und Slip runtergezogen und begutachtete ihr Geschlecht, in meinem Zimmer, während sich unsere Eltern zwei Räume weiter gerade kennenlernten.

Tanja verstörte mich, das mochte ich.

Hätten wir uns nicht wegen einer blöden Geldsache für immer zerstritten – *du und deine Scheißmutter* –, dann wäre es nach der Schlauchabspritzgeschichte ohnehin nicht mehr lange gut gegangen mit uns.

Omas Gartenhäuschen.

Klatschnass liefen wir hinein, dann geschah es,
Tanja zieht sich aus, legt sich aufs Bett, beginnt sich zu streicheln und will, dass auch ich mein Handtuch fallen lasse.

Ich hätte das nicht tun sollen.

Der is' ja genauso klein wie der von meinem Bruder.

Ihr Bruder war damals noch fünf.
Tanja wusste nicht, dass sie mir mit ihrer Enttäuschung das FKK-Baden für mehrere Jahre vergällt hatte.
Zum Glück waren wir ja erst zehn oder elf, da war noch einiges im Wachsen.

Zwei, vielleicht auch drei Jahre später verließ sie uns, lange Zeit hatte ich nichts mehr von ihr gehört;
dann irgendwann, ein Gerücht, sie sei in England und habe LSD genommen.
Tanja in the sky with diamonds.
Und jetzt auch im Bagger.

toph